

MATERIALIENBAND 3

Vorträge aus der Frankfurter Frauenschule
Facetten feministischer Theoriebildung

Herausgegeben von:
Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für
Frauen -SFBF- e.V.,
Hamburger Allee 45, 6000 Frankfurt a.M. 90, Tel. 069-772659

Verlag: Selbstverlag, Frankfurt a.M., März 1988

Copyright: bei den Autorinnen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
Ulrike Schmauch Frauenbewegung und Psychoanalyse - öffentliche und verborgene Seiten einer schwierigen Beziehung	7
Karin Windaus-Walser Antisemitismus - eine Männerkrankheit ?? Zum feministischen Umgang mit dem Nationalsozialismus	27
Heide Moldenhauer Frauen und Architektur	39
Barbara Rendtorff Der gute Mensch Frau - Zum Wesen und Unwesen von Frauen und unserer frauenbewegten Ideologie	61
Ellen Reinke Psychoanalytische und sozialstrukturelle Überle- gungen zum Abwehrmodus der 'altruistischen Abtretung': Minni Tipp und Anna Freud gewidmet.	79
Über die Frankfurter Frauenschule	101
Über die Autorinnen	105
Vordruck für Abonnement und Bestellungen	107

Vorwort

Materialienband ist eine Reihe von Aufsatz-Sammlungen, die wir in loser Folge veröffentlichen (die ersten beiden Bände liegen seit 1987 vor, der vierte wird im Herbst '88 erscheinen).

Alle Aufsätze wurden als Vorträge an der Frankfurter Frauenschule gehalten - teils in der jeweiligen Vortragsreihe eines Semesters, teils, wie im vorliegenden Band, auf einer der jährlichen Frauen-Sommer-Wochen.

In der Frankfurter Frauenschule werden - neben einem großen Angebot an diversen Kursen und Gruppen - kontinuierlich frauenpolitische und feministische Theorie-Diskussionen geführt.

Frauen aus unterschiedlichen Forschungs- und Arbeitsbereichen stellen ihre Arbeitsergebnisse, Thesen, Fragen zur Diskussion - und so unterschiedlich diese jeweiligen Personen, ihre Arbeitsgebiete und der Ort ihrer Auseinandersetzung sind, so unterschiedlich sind die Vorträge in Ansatz, Form und Herangehensweise.

Wir erleben die derzeitige feministische Debatte - Frauenforschung, öffentliche und interne Diskussionen - als recht veränderlich, schnelllebig, eben: facettenreich.

Deshalb liegt uns daran, die bei uns gehaltenen Vorträge, die sich anbieten als Anregung für Diskussionen, zum Streiten, Verwerfen und Weiterführen, auch über die Frauenschule hinaus zugänglich zu machen - und damit zugleich ein Teil dazu beizutragen, die Diskussionen und Erkenntnisse der Frauenbewegung zu dokumentieren und zu verbreiten.

Aus diesem Grunde auch wird diese Reihe im Selbstverlag veröffentlicht und vertrieben - alles andere wäre zu aufwendig, zu langwierig und zu teuer.
Der vierte Band erscheint im Herbst 1988. Die Reihe kann auch abonniert werden - s. Vordruck auf der letzten Seite.

Die Herausgeberinnen
Mitarbeiterinnen der
FRANKFURTER FRAUENSCHULE

PS: Wir sind immer interessiert an Frauen, die in unseren Vortragsreihen oder Sommerwochen ihre Arbeiten zur Diskussion stellen wollen - Frankfurter Frauenschule, 6000 Frankfurt a.M. 90, Hamburger Allee 45, Tel. 069/772659.

Ulrike Schmauch

Frauenbewegung und Psychoanalyse - öffentliche und verborgene Seiten einer schwierigen Beziehung

Im Folgenden werde ich das Verhältnis zwischen der neuen Frauenbewegung und der Psychoanalyse so untersuchen, wie man private oder politische Beziehungen betrachten kann - etwa Zweierbeziehungen mit einer beispielsweise harmonischen Außenseite und einer verborgenen, konflikträchtigen Binnenstruktur; oder die Beziehungen zwischen gegnerischen Ländern, die einander im offiziellen Kommuniqués schärfstens verurteilen, während inoffiziell Waffenlieferungen oder andere wirtschaftlich nützliche Kooperationen zwischen ihnen stattfinden.

So gibt es auch zwischen der Frauenbewegung und der Psychoanalyse eine sichtbare, veröffentlichte und eine verborgene Beziehungsebene. Von besonderem Interesse ist für mich die Diskrepanz zwischen beiden Ebenen, das, was jeweils verschwiegen und für nicht theoriefähig gehalten wird.

Für mich selbst ist es seit langem eine Erfahrung, daß Feminismus und Psychoanalyse sich produktiv verbinden lassen. Dieser verknüpfende Gebrauch beider Wissenschaften ist möglich, weil ihnen, trotz erheblicher Gegensätze, einige Elemente gemeinsam sind: beide arbeiten tabuaufdeckend; beide sind im Kern Konflikttheorien, d.h. auf die "Feindschaft zwischen Individuum und Kultur" bezogen. Schließlich bestehen beide radikal auf der zentralen Bedeutung des Körpers und der in ihm sich gleichermaßen ausdrückenden Subjektivität und Vergesellschaftung.

1.

Auf der sichtbaren Ebene dominiert die Beziehungsvermeidung. Von seiten der Psychoanalyse geschieht die Vermeidung laut-

los, vornehm, aber massiv. Nur minimale oder ganz indirekte Zeichen lassen ahnen, daß die Psychoanalyse die Frauenbewegung sowie gesellschaftliche Umwälzungen im Leben von Frauen überhaupt wahrnimmt.

Die neue Frauenbewegung zeigt mehrheitlich kein Interesse an der Psychoanalyse, ähnlich wie die erste Frauenbewegung (obgleich viele Frauen sich ihr damals als Einzelne, in beruflichem wie im therapeutischem Interesse zuwandten). Indessen gibt es eine inzwischen gewachsene Minderheit von Feministinnen, die sich an der Psychoanalyse, sei es angreifend, sei es zugeneigt, abarbeiten.

Sigmund Freud war bekanntlich einerseits fähig, Frauen in ihren seelischen Krankheiten, in ihrer verborgenen Leidenschaftlichkeit und ihrer "Verrücktheit" auf eine unerhörte neue Weise zu verstehen. Auch ihr Leiden an der kulturellen, sexuellen und sozialen Unterdrückung konnte er teilweise klar sehen.

Ebenso bekannt ist andererseits seine partielle Frauenfeindlichkeit, die besonders eindrucksvoll in den Konzepten weiblicher Entwicklung deutlich wird. Freud schrieb über die Frau "um die Dreißig", sie

"erschreckt uns häufig durch ihre psychische Starrheit und Unveränderlichkeit. Ihre Libido hat endgültige Positionen eingenommen und scheint unfähig, sie gegen andere zu verlassen. Wege zu weiterer Entwicklung ergeben sich nicht, als wäre der ganze Prozeß bereits abgelaufen, bliebe von nun an unbeeinflussbar, ja als hätte die schwierige Entwicklung zur Weiblichkeit die Möglichkeiten der Person erschöpft" (S. Freud, 1932, (1969), S. 564).

Mit seiner generalisierenden Aussage übergibt Freud die Tatsache, daß er - in Behandlung und Lehranalyse, in seiner eigenen Familie, in persönlichen Freundschaften und im Zeitgeschehen - Frauen gegenüberstand, die sehr wohl "Wege zu weiterer Entwicklung" gefunden oder aktiv eröffnet hatten, auf politischem und rechtlichem Felde ebenso wie im emotionalen und sexuellen, beruflichen oder wissenschaftlichen Bereich.

Gegenüber emanzipatorischen Argumenten äußerte Freud, hier nun, wie ich finde, seinerseits "psychisch starr und unbeeinflussbar":

"Durch den Widerspruch der Feministen, die uns eine völlige Gleichstellung und Gleichschätzung der Geschlechter aufdrängen wollen, wird man sich in solchen Urteilen (d.h. die moralische und intellektuelle Minderwertigkeit des Weibes betreffend; U.Sch.) nicht beirren lassen" (S. Freud, 1925 (GW XIV), S. 30).

Carol Hagemann-White spricht in ihrem Kommentar zur Geschichte der psychoanalytischen Beschäftigung mit dem Thema "Weiblichkeit" (bezogen auf die 20er und die 70er Jahre) von einer "zweiphasigen Reaktion" der Psychoanalyse "auf das jeweils gestärkte Zutrauen der Frauen in ihre eigenen Veränderungsmöglichkeiten" (Hagemann-White, 1979, S. 16).

Welche Indizien sprechen nun in bzw. seit den 70er Jahren dafür, daß die Frauenbewegung von psychoanalytischer Seite wahrgenommen wird?

Ich erinnere mich, in den 70er Jahren einen Arbeitsbericht der nordamerikanischen psychoanalytischen Vereinigung gelesen zu haben (leider finde ich die Quelle nicht mehr), in dem über den steigenden Anteil von Frauen mit Leistungsstörungen unter den Patienten berichtet wurde.

In der BRD begann Margarete Mitscherlich-Nielsen kritische Artikel zur Psychoanalyse der Weiblichkeit zu schreiben (1971; 1975; 1978). Seit Mitte der 70er Jahre wurden Arbeiten von französischen Analytikerinnen, Maria Torok (1974), Luce Irigaray (1979; 1980) und anderen, ins Deutsche übersetzt, in denen die Theorie der Weiblichkeit weiterentwickelt wurde.

In London fand 1975 ein internationaler psychoanalytischer Kongreß zum Thema "Freud and Female Sexuality" statt, dessen Verlauf sowohl das Maß der theoretischen Stagnation wie auch beginnende Kontroversen deutlich machte (vgl. Reinke 1979, S. 695).

In den USA gab Harold Blum 1977 eine Textsammlung zum Stand der Diskussion über "Femal Psychology" heraus, die einige konservative, aber auch einige sehr moderne psychoanalytische Positionen zur psychosozialen Situation der Frau enthielt. Seit Beginn der 80er Jahre waren bei uns auch analytisch-feministische Arbeiten wie z.B. von Harriet Lerner (1980) oder Jessica Benjamin (1985) zu lesen.

Marie Langer, jüngst verstorbene, zuvor in Lateinamerika lebende Analytikerin aus Wien, veröffentlichte 1980 ihre Erinnerungen und darin ihre emanzipatorischen Auffassungen über

Frauen. Auch aus der Schweiz wurden in den letzten Jahren wichtige Beiträge von Analytikerinnen wie Maya Nadig (1987), Andrea Hettlage-Varjas (1986) oder Beate Koch (1987) bekannt.

So bedeutsam das grenzübergreifende Auftauchen der psychoanalytischen Arbeiten über die sich verändernde Weiblichkeit ist, so wenig ist andererseits zu übersehen, daß diese Beiträge, gemessen an der Gesamtheit psychoanalytischer Forschung, Seltenheitswert besitzen.

Das mag ein Blick in die älteste psychoanalytische Zeitschrift der BRD, die 'Psyche', zeigen:

In den 13 Jahrgängen zwischen 1975 und 1987 gab es unter rund 500 Beiträgen 18, die sich explizit mit Weiblichkeit, der Sexualität der Frau, mit dem Geschlechterverhältnis oder der Frauenbewegung befaßten. 5 Artikel stammten von männlichen Autoren, von denen 2 das Thema des Schwangerschaftsabbruchs, 2 andere das Thema des männlichen Gebärneids behandelten und einer das Verhältnis zwischen Mann und Frau. 3 Artikel stammten von feministischen Autorinnen und die übrigen von Analytikerinnen, besonders immer wieder von Margarete Mitscherlich-Nielsen und Ellen Reinke, die sich bemühten, ihrer Zunft die gegenwärtigen Veränderungen in der inneren und äußeren Realität von Frauen nahezubringen.

In der großen Zahl von Rezensionen während der 13 Jahrgänge fanden sich 8 Besprechungen feministischer Bücher von Autorinnen wie etwa Susan Brownmiller, Phyllis Chessler oder Ulrike Prokop, teils in lehrerhaftem, teils in zustimmendem Tenor.

An den Rändern der Psychoanalyse, dort, wo analytisch orientierte Fachleute sexualforschend, eheberatend, familientherapeutisch usw. arbeiten, zeigen die Veröffentlichungen ein stärkeres Bewußtsein von der Lage der Frauen und ihrem Aufbruch.

Was nun die feministische Seite angeht, so belegt eine Durchsicht der großen Menge von Programmen von Frauenbildungsstätten und "Frauenwochen" von feministischen Vorlesungsreihen und Kongressberichten aus den letzten 15 Jahren, daß die Psychoanalyse allermeist, methodisch oder inhaltlich, kein Thema ist. Daneben gibt es eine kleine Gruppe, die sich mit der Psychoanalyse auseinandersetzt. Dies geschieht zum einen in ablehnender Haltung, wie sie von Simone de Beauvoir (1951) repräsentiert wird, später dann von Kate Millet (1971)

und vielen anderen Amerikanerinnen, in der BRD von Autorinnen wie Elena Belotti (1975), Ursula Scheu (1977) oder Roswitha Burgard (1986). Dabei wird die Ablehnung zum Teil mit scharfen, kenntnisreichen Argumenten gestützt, und in einigen Fällen mit grobschlächtigen Vorurteilen.

Zum anderen gibt es eine interdisziplinäre, kritisch-dialogische Richtung der Auseinandersetzung. Hierher gehören beispielhaft Namen wie Dorothy Dinnerstein (1979) oder Nancy Chodorow (1985), Renate Schlesier (1981), Margret Brückner (1983) u.a.

Beiträge aus dieser Richtung lösen in der feministischen Diskussion nicht selten empörte Gegenreaktionen aus (etwa: frau wolle patriarchale Verhältnisse psychologisieren, Männer verstehen und entlasten, Frauen die Schuld geben u.ä.). Das verweist nicht nur auf abwehrestimmte Mißverständnisse, sondern auch auf echte methodische Schwierigkeiten, die entstehen, wenn gesellschaftliche und psychische Dimensionen des Geschlechterverhältnisses gleichermaßen ins Auge gefaßt werden.

Eine Vertreterin des Frankfurter Frauenbuchladens stellte auf meine Frage hin fest, die Psychoanalyse sei zwar nicht ausgegrenzt, stehe aber nicht im Mittelpunkt der theoretischen Diskussion. Zwei Fächer im ganzen Laden seien mit psychoanalytischen Büchern bestückt, im übrigen seien Aspekte oder popularisierte "Ratgeber-Versionen" der Psychoanalyse unter den Rubriken Kindheit / Sexualität / Mädchen / usw. subsumiert.

Wenn ich die Eindrücke der sichtbaren Beziehungsebene zwischen der Frauenbewegung und der Psychoanalyse zusammenfasse, so ergibt sich für mich ein Bild mit zwei Gestalten: auf der einen Seite sehe ich einen starren "Hintercouchler" (vgl. T. Moser 1984), der sich schlicht nicht interessiert für die gesellschaftliche Frauenrealität, gar deren Veränderung, und der daher keinen Bedarf an Auseinandersetzung mit dem Feminismus hat. Aus seinem gediegenen grauen Anzug schießen allerdings ab und zu bunte Bewegungen heraus, nämlich aggressiv getönte, weniger gediegene Einstellungen männlicher und rebellische Äußerungen weiblicher Analytiker.

Auf der anderen Seite sehe ich eine Frau in Bewegung, die in Politik und Öffentlichkeit, im beruflichen und im privaten Geschlechterkampf Wichtigeres zu tun hat als sich mit der

Psychoanalyse und dem "Ubw" zu befassen. Gelegentlich macht sie infolge einer Verwechslung den starren "Hintercouchler" zum Feind Nr. eins, zum Verursacher aller Frauenverachtung und bewirft ihn kübelweise mit Lehm. Dann wieder geht sie einfach auf ihn zu und holt sich aus seinem analytischen Werkzeugkasten bzw. Nähkästchen, was sie selbst braucht.

Auf der einen Seite also Starre, Ungerührtheit, mit gelegentlichen, isolierten Zuckungen; auf der anderen rastlose Geschäftigkeit, manchmal Attacken, in blinder oder in sehender Wut, gelegentlich Zerren am Anzug, aufdringliches, unerwidertes Liebeswerben, dann auch kreative Selbstbedienung mit einem Anflug von diebischem Triumph.

Auf der sichtbaren Ebene wird dargestellt - und in dem Bild mit den beiden Gestalten ausgedrückt -, daß zwischen Frauenbewegung und Psychoanalyse eine wechselseitige Beziehung weder besteht noch gesucht wird.

2.

Jenseits dieser öffentlichen Darstellung gibt es aber einen Bereich, in dem beide Seiten sich sehr wohl näherkommen und aufeinander einlassen. Eine große Anzahl feministischer Frauen war oder ist in einer analytischen Einzel-, Gruppen- oder Paartherapie, in Beratung oder Supervision, auch in langen Analysen. Daß diese Tatsache keine Auswirkungen auf beide Seiten hat, ist kaum anzunehmen. Sie existiert jedoch nur in einer Subkultur des Tratsches und der Heimlichkeiten: "Was, die A ist bei dem X? ich auch!" - "Die B hat bei der Y abgebrochen, aber die C schwört nach wie vor auf die Y." - "Auch, die D macht immer noch / wieder eine Analyse? Kein Wunder, wenn sie bei dem Z ist" usw.

Da guter Tratsch nur mit 'echten Namen' interessant ist, mache ich zur Illustration einen Sprung in andere Zeiten und Orte; dann würden die Indiskretionen etwa so klingen: Weißt du, bei wem Anna Freud Lehranalyse gemacht hat? Bei ihrem Vater. Auch Dorothy Burlingham, geborene Tiffany (New York ! Brillanten !), hat Lehranalyse bei Sigmund Freud gemacht. Die Analyse-Schwestern wurden ein Liebespaar und blieben es ihr Leben lang. Anna lebte nicht nur mit Dorothy, sondern analysierte auch die vier Kinder ihrer Freundin. Zwei von ihnen begingen allerdings später Selbstmord.¹⁾

Übrigens hat ja C.G. Jung mit seiner Patientin Sabina Spielrein eine heftige Liebesaffäre gehabt. Als seine Karriere und Ehe in Gefahr gerieten, ließ er, von Sigmund Freud unterstützt, Sabina ganz kalt fallen. Sie, die in Jungs Diagnose an 'psychotischer Hysterie' gelitten hatte, wurde selbst Analytikerin, analysierte u.a. Jean Piaget und wurde eine der Pionierinnen der Psychoanalyse in Rußland²⁾ Apropos Liebe in und nach der Behandlung - das kann auch zu etwas Reellem führen, wie man an Janine Chasseguet-Smirgel sieht, die Bela Grunberger heiratete, nachdem sie in Analyse bei ihm gewesen war.³⁾

Andererseits muß eine Behandlung nicht schlecht sein, wenn sie ohne krönende Heirat ausgeht, wie etwa im Falle Erica Jongs, die in "Angst vorm Fliegen" von ihrem Heidelberger Analytiker als dem einzigen angenehmen Deutschen erzählt, der ihr begegnet sei und der in Wirklichkeit Alexander Mitscherlich war.⁴⁾

Zurück zur heutigen Situation; auf die Frage, wie die analytische Seite mit feministischen Patientinnen und mit den Widersprüchen zwischen Tratschbedürfnis und Schweigepflicht, zwischen persönlich berührter und gleichschwebender Aufmerksamkeit umgehen, kann ich nur einige Beobachtungen mitteilen. So sagte ein angesäuselter Junganalytiker, der sich auf einer Party mit mir über den Feminismus stritt, stolz zu mir: "Hach, wenn du wüßtest, was ich alles auf der Couch an Interna aus der Speerspitze und dem innersten Kern der Frauenbewegung höre. Und wie gern es die Patientinnen dann wieder haben, bei mir zu regredieren ...".

In einem Fallseminar sprach eine Analytikerin selbstkritisch über eine frühere, frauenbewegte Analysandin, deren Homosexualität sie nicht akzeptieren konnte, sondern zu 'heilen' versucht habe.

Eine andere Analytikerin, der eine Kollegin eine feministische Patientin überweisen wollte, ächzte: "Nein, nicht schon wieder. Nicht immer die selbe Sorte." Und Wolfgang Schmidbauer schreibt darüber, wie mühselig es für manchen Analytiker sei, von Frauen auf der Couch die gleichen Klagen anzuhören wie von der eigenen Frau zuhause (1982).

Die frauenbewegte Seite hat, jenseits der beliebten Tuschelei, keine gemeinsame Form, in der sie sich mit dem ebenso verbreiteten wie verheimlichten Phänomen eigener analytischer Erfahrungen auseinandersetzt. Was ist eigentlich so peinlich

an diesem Phänomen?

Ausgangslage ist, daß vielen Frauen "Emanzipation nicht nur Angst macht" (vgl. Gambaroff 1985), sondern ihnen auch Gefühle des Versagens und der "Heimatlosigkeit" bereitet. In der Analyse zeigen sich Frauen primär mit der Leidenseite, mit dem Teil der Rebellion, der weh tut und mit den Aspekten der Autonomie, die sie selbst oder andere quälen, mit "unmöglichen", kindlichen Liebes- und Glückswünschen, die aller antipatriarchalen Bewußtheit zum Trotz erfüllt sein wollen. Die Frauen zeigen sich mit der Sehnsucht nach dem "wahren Selbst" und nach aufrichtigen Beziehungen, mit den ebenso wahren Unfähigkeiten dazu und dem ebenfalls aufrichtigen Widerstand dagegen. Sie hoffen, von Symptomen und Leid befreit (und treffen sich darin mit Zielen der zahlenden Krankenkasse), aber auch, verstandener und glücklicher zu werden.

Die Art der Beziehung zwischen Psychoanalyse und Frauenbewegung ist auf dieser, der verborgenen Ebene gekennzeichnet durch hohe Intensität und hohe Künstlichkeit, andererseits durch den Aufwand von viel Geld und viel Zeit.

Es ergibt sich eine Umkehrung der Aspekte, die den beiden Gestalten auf dem oben gezeichneten Bild anhafteten: während Feministinnen im Leben, in der Frauenbewegung, ihre Kräfte fühlen, mit denen sie die Realität verändern, gehen sie in analytische Behandlung wegen der Anteile, die sie an sich selbst als unveränderlich und starr erleben. Während sie ihre Fähigkeiten in der Gegenwart und für die Zukunft einsetzen, sind sie in Analyse wegen ihrer unfähigen und vergangenheitsverhafteten Seiten.

Das heißt, das Starre, Unveränderliche, das auf der sichtbaren Ebene nur an der Psychoanalyse wahrzunehmen war, zeigt sich nun auch auf seiten der Frauen. Die Feministinnen wenden sich eben jener, zuvor nur starr erscheinenden Gestalt zu, um in Kontakt mit ihr eigene erstarrte Anteile zu verflüssigen, lebendig werden zu lassen.

Ein weiterer interessanter Widerspruch besteht darin, daß Frauen einerseits wünschen, in der Analyse der Sicherheit und Festigkeit einer "guten Elternfigur" zu begegnen, der man vertrauen kann, um regredieren zu können. Andererseits gibt es die legitime Erwartung, das analytische Gegenüber möge irritierbar und offen sein für eine "neue Frau", die nicht so ist, wie psychoanalytische Lehrbücher sagen.

Die Resultate analytischer Kuren können Besserung, auch Hei-

lung sein, ebenso Abbruch oder Verschlechterung. Manche Frauen sind, was ihren Feminismus angeht, anschließend entpolitisiert, andere engagieren sich radikaler. Einige legen die analytische Erfahrung hinter sich wie einen alten Mantel, andere nehmen aus ihr ein anhaltendes Interesse an der Psychoanalyse mit.

3.

Für diesen Vortrag führte ich ein Gespräch mit einer süddeutschen Lehranalytikerin zu der Frage, welche Wirkung langjährige therapeutische Arbeit mit "neuen", feministischen Frauen auf die behandelnden Analytiker/innen habe.

Frau Dr. X erklärt, über diese Frage werde keinerlei Verständigung hergestellt, weder in Arbeitskreisen noch Kongressen, schriftlich so wenig wie persönlich. Aus ihrer langen Erfahrung mit Kontrollanalysen, Abschlußkolloquien und Zweit-Lehranalysen zieht sie aber den Schluß, daß Männer, die bei Männern in Lehranalyse waren, "Patientinnen grob und empathielos behandeln, Klischees und Stereotypen folgend, ganz nach dem alten Freud."

In der Supervision ergehe es ihr oft so, daß sie sich mit den dargestellten weiblichen Patienten und deren Reaktion gegen den Mann, d.h. den Ausbildungskandidaten identifiziere. Sie müsse dem Kandidaten weibliches Fühlen oft erst zeigen. Von der Patientin, ob sie feministisch sei oder nicht, lasse er selbst sich gewöhnlich nichts zeigen. Frau Dr. X berichtet dann von der Ausnahme eines sehr offenen Mannes.

In der Lehranalyse zwischen zwei Männern komme häufig die Mutterbeziehung nicht herein; daher lernten die männlichen Kandidaten zu wenig, bei ihren Patientinnen (Patienten) die Regression und in sich selbst die weiblich-mütterliche Gegenübertragung zuzulassen.

Ein Problem sei, daß männliche Analytiker die Verliebtheit und Idealisierung von seiten der Patientinnen ungebrochen annehmen, daß sie die Übertragungsliebe nicht auch in ihrer Funktion als Abwehr gegen die negative Übertragung sähen. Mit der Verkennung der abgewehrten Haßgefühle würde auch die zugrundeliegende Mutterthematik nicht bearbeitet. Die Idealisierung der Patientinnen diene diesen Analytikern ebenso wie ihre konservativen Weiblichkeitsvorstellungen dazu, sich ihrer Männlichkeit zu versichern. Die Aggressivität der Frauen sei ein Problem für die Kollegen: "Sie wollen nicht an-

gegriffen werden, weder als Mann noch als die frühe Mutter."

Auch Margarete Mitscherlich-Nielsen kritisierte die Deutungsmuster ihrer männlichen (und weiblichen) Kollegen im Umgang mit Frauen als häufig "stereotyp" und "klischeehaft" (Mitscherlich-Nielsen 1982, S. 274).

Frau Dr. X' Auffassung von der unzureichend zugelassenen Mutterübertragung zwischen Patientin und Analytiker erinnert an jene Mitteilung, die Sigmund Freud der Schriftstellerin Hilda Doolittle, die bei ihm in Analyse war, gegenüber machte: "Und ich muß Ihnen sagen - ich bin nicht gern die Mutter in der Übertragung - es überrascht und schockiert mich immer ein wenig. Ich fühle mich so sehr als Mann." (Doolittle, 1956 (1976), S. 163).

In welcher Weise Freuds Unbehagen an der mütterlichen Position zusammenhing mit der Abneigung gegen die Position des in Frage gestellten, angegriffenen Mannes, wird auch deutlich an der Behandlung einer Frau namens Anna von Vest.

Die Briefe, die Freud zwischen 1903 und 1926 an diese Frau schrieb, hat Stefan Goldmann kürzlich herausgegeben und kommentiert. (Goldmann, 1985). Anna v. Vest, eine temperamentvolle und sehr gebildete, wohlhabende und nicht verheiratete Dame, kam mit 42 Jahren im Jahr 1903 zu Freud, weil sie seit vielen Jahren an hysterischen Beinlähmungen litt. Es gelang ihm, die Symptome der Patientin schnell zu heilen (sie hatte "Prof. Freund noch 30 gesunde Jahre zu verdanken"; ebd. S. 301), während er ihrer fortlebenden Übertragungsliebe gegenüber machtlos blieb.

Auf ihre Briefe hin, die nicht erhalten sind, schrieb er ihr in einer Weise, die durchaus von Respekt vor ihrer Autonomie, ihren intellektuellen Qualitäten und vor ihrer Gefühlsstärke zeugt. Ihrem Liebeswerben gegenüber sprach er in pädagogischer Haltung vom "Vernünftigkeit" und vom "Verzicht", dabei oft in humorvoller, herzlicher Art. So heißt es am 20.12.1906: "Geehrtes gnädiges Fräulein! Ich schlage Ihnen vor, frisch, keck und unverwundlich zu bleiben im Jahre 1907 und Heil weder in der Krankheit noch in der Kur zu suchen. Letzteres darum nicht, weil ich vom 2. Januar ab wieder von 8 h - 8 h besetzt bin (...) Wann soll ich Sie da eigentlich vornehmen? Sie dürfen mich also nicht brauchen. Sie legen die Enttäuschung, die ja eigentlich immer dieselbe ist, zu den anderen

und bleiben mir gewogen wie ich Ihnen ergeben. Prosit 1907, Ihr Dr. Freud." (ebd., S. 287).

Vier Wochen später, am 10.1.1907, schrieb er an Anna v. Vest: "Liebstes gnädiges Fräulein! Nicht wieder durchsetzen und er-trotzen wollen, wo nichts ist. (...) Endlich, so oft ich es mit Ihrem Rest versucht habe, immer war doch zu sehen, daß Sie sich ein Stück noch reservieren, wiederum, um nicht verzichten zu müssen (...)" (ebd., S. 282)

Und eineinhalb Jahre später, am 7.6.1908:

"Grausame! Als ob Sie nicht wüßten, längst wüßten, daß ich von 8 - 8 h zu tun habe (...) ich (werde) Sie ein-, höchstens zweimal in der Woche abends um 9 h empfangen (...) Ob Sie diesmal das Letzte hergeben werden, weiß ich nicht; die vorigen Versuche machen es mir sogar recht zweifelhaft, halten mich aber nicht ab (...)" (ebd., S. 284)..

In seiner Analyse der Briefe kommt Stefan Goldmann zu dem Ergebnis, daß es Freud zu dieser Zeit noch nicht möglich war, Anna v. Vests beharrliche Übertragungsliebe in ihrem Widerstandscharakter zu erkennen. "Das Letzte", "den Rest" zu entschlüsseln, mißlang ihm aber nicht nur, weil die psychoanalytische Erkenntnis noch nicht so weit fortgeschritten war, sondern auch, weil er selbst von seiner Patientin unbewußt nicht angegriffen und nicht verlassen werden wollte.

Die mit einer Entidealisierung und Trennung notwendigerweise verbundene Aggressivität ließ er nicht zu; Anna v. Vest sollte, bei aller Enttäuschung, ihm "gewogen" bleiben. Sie blieb ihm gewogen, damit ein Stück weit in unaufgelöster Übertragung befangen und in Rückfällen wiederholt krank.

Stefan Goldmann führt die ungenügende Ablösung und die späteren Rückfälle auch darauf zurück, daß Freud damals - 1906 - noch nicht die Bedeutung der Mutterbindung im allgemeinen und die pathologische Mutterbindung der Patientin im besonderen sehen konnte. Dies war, so der Autor, auch begründet in einem Widerstand Freuds gegen die Mutterübertragung, der mit hoher eigener Ambivalenz seiner Mutter gegenüber verknüpft war. Stefan Goldmann breitet biographisches Material aus, um Freuds Verhältnis zu seiner Mutter zu verdeutlichen - starke Anziehung und starkes Gekränktsein, erhebliche Todeswünsche und entsprechend ausgeprägte schuldgefühlbestimmte Abwehr. Diese ambivalente Gefühle machten es Freud unmöglich, seiner Mutter zu nahe zu kommen und sich mit ihr vorübergehend zu identifizieren, um der

Mutterübertragung und der Ablösung seiner Patientin Raum zu geben. Er konnte den Angriff auf die Mutter in sich und die Trennung von der Mutter (in der Patientin) nicht zulassen. (vgl. Goldmann, ebd., S. 331).

Diese unreflektierte Wirkung eines ambivalenten Mutterbildes auf den therapeutischen Umgang mit Frauen hatte auch Marie Langer im Sinn, als sie eine "Bitte an junge Psychoanalytiker und Psychotherapeuten, vor allem an die männlichen Kollegen" (Langer, 1986, S. 271) äußerte: "... beschuldigt nicht nur die Mutter, sondern analysiert besser eure Wut auf die eigene Mutter - eine Wut, die sich manchmal über die Gegenübertragung auf die Patientin äußert" (ebd., S. 272).

Ich fasse zusammen: der Versuch einer Frau, sich in der Beziehung zu einem Mann fallen zu lassen und Nähe zu erfahren und andererseits als eigenständige, auch zornige Person geachtet zu werden, kann in einer analytischen Behandlung ebenso scheitern wie im "übrigen Leben". Auch hier geht die Frau das Risiko ein, in ihren Regressionswünschen (an die Mütterlichkeit des Mannes) und in ihrem großen Zorn nicht angenommen zu werden.

Nicht weniger exemplarisch scheint mir das Risiko des beteiligten Mannes, des Analytikers, der sich dem Kampf, dem weiblichen Angriff und gefährvoller, ambivalenter Nähe aussetzen muß oder sich eine trügerische (Übertragungs-)Liebe einhandelt. Daß die Frau selbst sich vor Liebesverlust, vor der Destruktivität ihres Hasses und ihren Freiheitswünschen fürchtet, kann nicht verwundern, ist Privileg der Neurose und nicht zuletzt auch Kennzeichen der Zugehörigkeit zum unterdrückten Geschlecht. Mehr verwundern kann schon der mangelnde Mut männlicher Analytiker, sich den Leidenschaften einer Analysandin zu stellen, auch wo sie nicht seine Männlichkeit stützen, wo sie trennend, angreifend, entidealisierend sind.

Mir fällt Christiane Olivier ein, die von einem psychoanalytischen Kongreß berichtet, auf dem sich ihre männlichen Kollegen (Olivier: "diese Herren") über das Kind als Phallus usw. usw. ergingen, auf dem sie laut, aber vergeblich Einwände erhob und an dessen Ende sie der Sitzungspräsident freundlich beiseite zog und sagte: "Wissen Sie, wir wissen sehr wohl, daß wir euch Frauen gegenüber ungerecht sind, aber wir haben es nicht gern, wenn man uns daran erinnert" (Olivier,

1987, S. 198).

4.

Da ich meinerseits es nicht gern habe, mich mit männlicher und psychoanalytischer Feigheit abzufinden, habe ich nach Gegenbeispielen in der analytischen Männerwelt gesucht und immerhin zwei gefunden.

Da ist zum einen der Bericht eines Zürichers namens Andreas Benz über seine Gutachtertätigkeit bei legalen Schwangerschaftsabbrüchen. Der Autor stützt sich als Gutachter auf die "Erkenntnis, daß eine 'große Gefahr dauernden, schweren Schadens an der Gesundheit' - in diesem Falle der psychischen Gesundheit - immer dann besteht, wenn eine Frau in ihrer Autonomie derart beschnitten wird, daß sie in einer so vitalen Entscheidung wie der zu Schwangerschaft und Mutterschaft, mit bleibenden realen Folgen für das weitere Leben, nicht mehr wunschgemäß handeln kann (...)" (Benz, 1983, S. 131).

Es wurde für ihn deutlich, "daß eine ungewollte Schwangerschaft nie zufällig in einer individuellen Lebensgeschichte auftritt, sondern in den allermeisten Fällen nach dem Verlust eines narzistisch hochbesetzten Objekts. Das Objekt konnte ein männlicher Partner sein oder der eigene intakte weiblicher Körper (...) oder auch eine Phantasie (...)" (ebd., S. 132)

Die Abtreibung fungierte dann als Ersatz für eine suicidale Melancholie und zwar in folgender Weise: die Frau nahm bei der Schwängerung das zuvor verlorene Objekt über den Samen als pars pro toto symbolisch in sich auf, um den daraus entstehenden Foetus mit dem Abort körperlich auszustoßen, als wertlos real fallenzulassen. Das qualitativ Neue und Emanzipatorische sieht Andreas Benz darin, daß die Frau auf ein altes Trauma - den Objektverlust - neu reagiert, nicht auto-destruktiv, sei es depressiv oder suicidal.

In der Melancholie kann das böse - d.h. das untreue oder verlorene - Objekt nicht abortiert werden; es wird psychisch zu einem Teil des Selbst. In der ungewollten Schwangerschaft hingegen kann die Frau, die einen Abbruch wünscht, das böse Introjekt, vertreten durch den Foetus, gerade weil es körperlich ein "Sonderdasein" hat, wieder ausstoßen. Dabei erlebt sie "eine starke narzistische Gratifikation - eine Frau zu sein, überlebt zu haben" (ebd., S. 136).

Bemerkenswert finde ich die Fähigkeit des Autors, als Mann einen kannibalistisch-aggressiven Gefühlsvorgang von Frauen und ihre ausstoßende, tötende Handlung zu ertragen und in ihrem Stellenwert für die Autonomie der Frau zu erkennen. Während viele Männer, eben auch Analytiker, aufgrund ihres Gebärneides und eigener Ängste vor der generativen und aggressiven Potenz von Frauen blind sind für solche spezifischen Bedeutungen des ungewollten Schwangerseins und im Abtreibungswunsch der Frau ihr Unvermögen zur Mütterlichkeit attestieren, sieht Andreas Benz, daß es hier nicht um das Mutter-Thema geht, sondern um die "unbewußte Inszenierung von Trauerarbeit" (ebd., S. 130), um einen Schritt zu mehr Autonomie anstelle eines selbstzerstörerischen Rückschritts.

Es wäre interessant, zu erfahren, ob der Autor zu so angstloser Wahrnehmung nicht nur fähig ist in einmaligen Begutachtungsgesprächen, sondern auch in therapeutischen Beziehungen, wo er ja diese ausstoßenden, tötenden, Freiheits-suchenden Tendenzen einer Frau auch gegen sich selbst gerichtet fühlen muß.

Das zweite Gegenbeispiel ergibt sich durch ein Gespräch, das ich mit einem norddeutschen Analytiker, Herrn Y., geführt habe zu der Frage: "Was bedeutet es für Sie als Mann, therapeutisch mit feministischen Frauen zu arbeiten?"

Er antwortet, ja, es gebe "Clinch" und zwar massiv, aber fruchtbar für beide. Z.B. gebe es Erfahrungen, wie etwa lesbische Liebesbeziehungen, von denen die Analysandinnen dann sagten, er als Mann könne das nie verstehen. Er müsse dann suchen, wann es sich bei solchen Abgrenzungen um Widerstand handele und wann um reale Verstehensgrenzen. Im Zweifelsfall befrage er seine Frau.

Er akzeptiere Diskrepanzen. "Wir machen dann Waffenstillstand." Schwarz-weiß-Ansichten vom bösen Mann und der guten Frau akzeptiere er allerdings nicht. Er wisse, daß draußen das Patriarchat und männliche Macht herrschen, nicht aber in spiegelbildlicher Weise in den Familienbeziehungen. So sei ihm die Rolle der Mutter bei vom Vater sexuell mißbrauchten Töchtern nicht als Opferrolle deutlich geworden.

Befragt zur Aggressivität von Analysandinnen, sagte er, natürlich sei es schöner, geliebt zu werden. Ungebundener Haß, bei dem alles Gute weg ist, sei schon schwer zu ertragen. "Der Haß von Männern ist vielleicht schwerer auszuhalten -

aber letztlich, nein, weiblicher Haß ist gleichermaßen schwer erträglich."

Wenn er als Mann von Patientinnen im Laufe der Übertragungsbeziehung geliebt und idealisiert werde, so ermögliche er das in jedem Fall. Man dürfe sich nicht in falschem Realismus weigern, vorübergehend das Ideal der Patientin zu sein.

Die Frauen sind nach Herrn Y.'s Auffassung "viel stärker, fähiger, sich in Frage zu stellen, z.B. in die Analyse zu gehen. Männer sind schwächer und kaputter." Das zeige sich auch daran, daß er, wie seine Kolleginnen und Kollegen, viel mehr Frauen als Männer in Behandlung habe. Das sei in freier Praxis nicht anders als in Beratungsstellen.

Herr Y. betonte, auch auf Nachfragen, daß er sich durch Analysandinnen bzw. speziell durch rebellische, feministische Frauen keineswegs in Frage gestellt fühle, als Mann weder in Verwirrung noch in Probleme gestürzt werde. Er verband das u.a. mit seiner unbeeinträchtigten Triebfreundlichkeit und seiner Fähigkeit, sich in sehr erlaubender und einführender Weise auf die Körpererfahrungen von Frauen einzulassen.

Mir gefällt die Klarheit, in der Herr Y. über Diskrepanzen und Clinch, Haß und Waffenstillstand (und d.h. auch Waffengebrauch) als Elemente der analytischen Arbeit mit Frauen spricht. Diese Haltung ähnelt der Selbstverständlichkeit, mit der Andreas Benz von der Legitimität weiblicher Zerstörungs- und Autonomiewünsche ausgeht.

Was mir an beiden Analytikern gefällt, irritiert mich aber zugleich. Ihre Haltung vermittelt nach meinem Eindruck auch: "Wieso, was soll die Aufregung? Der Geschlechter-Clinch und das notwendig angreifende Autonomiestreben von Frauen sind fraglose Tatsachen, aber wieso sollte das uns als Männer in Frage stellen!" - Ist es also gar nicht so schwierig und verlustreich für Männer, sich als Teilhaber patriarchaler Herrschaftsstruktur zu erkennen und zu verändern, sich dem Angriff der Frau auszusetzen und sie als Person aus eigenem Recht zu sehen?

Wäre es letztlich auch für den "ungerechten Sitzungspräsidenten" ein Leichtes, mit gleichbleibender Freundlichkeit "zu uns Frauen" gerecht zu sein? (vgl. S. 12). Womöglich rennt Marie Langer offene Türen ein mit ihren Forderungen! Aber wohin mit dem harschen Urteil von Frau Dr. X und von Margarete Mitterscherlich-Nielsen, mit dem zornigen Zerren am Anzug des "Hintercouchlers" und mit der Wut, die die Analytikerin Chri-

stiane Olivier ausdrückt in dem Wunsch, "all diese Einkaufsstützen aus dem Fenster zu werfen, alle Salate zu zertrampeln, alle Eier an die Wand zu schmeißen und zu heulen, endlos zu heulen ..." (Olivier, ebd., S. 195)?

Rage bei den Frauen - Ruhe bei den Männern, ob sie den Angriff der Frauen nun verhindern oder zulassen ... es klingt, als würde die männliche Seite nicht ernsthaft damit rechnen, daß die Wiederherstellung verletzter Frauenwürde sie selbst etwas kosten könnte.

5.

Zum Abschluß schlage ich vor, daß beide Seiten, die Frauenbewegung und die Psychoanalyse, aufhören, auf der offiziellen Ebene zu leugnen, daß sie tatsächlich, auf der verborgenen Ebene der Beziehung, beieinander fühlbare Spuren hinterlassen.

Offenbar schämen sich beide Seiten - Frauen darüber, daß sie, trotz erkämpfter Freiheiten, auch zerrissen und unglücklich sind, an Symptomen oder Beziehungsstörungen leiden und Hilfe bei der geschmähten Psychoanalyse suchen.

Beschämend für Analytiker scheint zu sein, daß sie nicht alles über die Menschen, speziell über sich selbst und über Frauen wissen, und daß sie von dem Aufruhr im Geschlechterverhältnis, den die Feministinnen so auffällig repräsentieren, vielleicht selbst betroffen sind.

So wie Frauen auf der sichtbaren Ebene starke, in der Analyse entdeckte Liebeswünsche an Männer verbergen, verstecken andererseits männliche Analytiker ihre narzistische und libidinöse Bedürftigkeit, die in ihre Beziehung zu Patientinnen eingeht.

Ich meine, beide Seiten können inzwischen auf der öffentlichen Ebene mit Gewinn genau das tun, was auf der verheimlichten Ebene zum Teil ja geschieht - sich, bei allen Risiken, aufeinander einlassen. Beate Koch schreibt über das wechselseitige Sicheinlassen zwischen Frauenbewegung und Psychoanalyse, es "würde heißen, beiderseits: wahrzunehmen, daß man aus sich heraus, in sich nicht autark und vollkommen ist. Und: daß Wünsche, Hoffnungen, Leidenschaften immer im Spiel sind - gleich, ob eine Annäherung gesucht wird oder vermieden" (Koch, 1987, S. 8).

Wenn wir dann das Schämen und Verstecken hinter uns gebracht haben und fertig sind mit den offiziellen Communiqués über die Gegenseite und mit den Attitüden der Indifferenz, können wir zur Sache kommen und es wissenschaftlich miteinander treiben, so wie beide Seiten sich ja auf der verborgenen Ebene auch längst näher gekommen sind.

Es miteinander treiben, hieße hier: mit Lust und Schärfe streiten, eigene und gegnerische Widersprüche zuspitzen und sich der Furcht aussetzen, die bei freiwerdendem Männerhaß und Frauenhaß und bei der Auflösung vertrauter, feministischer und psychoanalytischer, Sichtweisen, auftaucht.

Es hieße, die Fremdheit und die Fronten zwischen den Geschlechtern wie auch zwischen Psychoanalyse und Frauenbewegung ausmessen, sie stehen lassen; und manchmal sich lieben für Entdeckungen, die man nie selbst, die nur die Gegenseite machen konnte und manchmal die Aufregung genießen, die entsteht, wenn beide ihre spezifische wissenschaftliche Potenz einbringen und vermischen und nicht wissen, was am Ende dabei herauskommen wird.

Anmerkungen:

- 01) vgl. Detlef Berthelsen, der die Erinnerungen des Dienstmädchens Paula Fichtl unter dem Titel 'Alltag bei Familie Freud' herausgab (1987); dieses Buch ist eine Fundgrube für Liebhaber/innen des Tratsches.
- 02) Aldo Carenuto (Hrsg.), Sabina Spielrein - Tagebuch einer heimlichen Symmetrie; Sabina Spielrein zwischen Jung und Freud, Freiburg 1986.
- 03) Persönliche Mitteilung von Frau Dr.X (s.S.13)
- 04) Mitteilung von Lutz Rosenkötter in seinem Vortrag über "Alexander Mitscherlich als Chef und Lehrer" in Frankfurt 1982 anlässlich der Gedächtnisveranstaltung zum Tode A.Mitscherlichs.

Literatur:

- ✓ Beauvoir, Simone de (1951): Das andere Geschlecht - Sitte und Sexus der Frau, Reinbek
- ✓ Belotti, Elena (1975): Was geschieht mit kleinen Mädchen?, München.
- ✓ Benjamin, Jessica (1985): Die Fesseln der Liebe - Zur Bedeutung der Unterwerfung in erotischen Beziehungen, in: Feministische Studien 4, S. 10-33.
- Benz, Andreas (1983): Die ungewollte Schwangerschaft und ihre Unterbrechung - eine Möglichkeit zur unbewußten Inszenierung von Trauerarbeit, in: Psyche 983/2, S. 130-138.
- Berthelsen, Detlef (1987): Alltag bei Familie Freud - Die Erinnerungen der Paula Fichtl, Hamburg.
- Blum, Harold (Hrsg.) (1977): Female Psychology - Contemporary Psychoanalytic Views, New York.
- Brückner, Marget (1983): Die Liebe der Frauen - Über das Verhältnis von Weiblichkeit und Mißhandlung, Frankfurt.
- ✓ Burgard, Roswitha (1986): Warum brauchen wir feministische Therapie? in: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V. (Hrsg.): Neue Heimat Therapie, Bd. 18 der Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Köln, S. 41-51.
- Carotenuto, Aldo (1986): Sabina Spielrein - Tagebuch einer heimlichen Symmetrie; Sabina Spielrein zwischen Jung und Freud, Freiburg.
- × Chodorow, Nancy (1985): Das Erbe der Mütter - Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München.
- × Dinnerstein, Dorothy (1976): Das Arrangement der Geschlechter, Stuttgart.
- Doolittle, Hilde (1956; 1976): Huldigung an Freud - Rückblick auf eine Analyse, Frankfurt.

- ✓ Freud, Sigmund (1925): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds, GW XIV, S. 19-30.
- ✓ Freud, Sigmund (1932, 1969): Die Weiblichkeit, in: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Frankfurt, S. 544-565.
- ✓ Gambaroff, Marina (1985): Utopie der Treue, Reinbek.
- Goldmann, Stefan (Hrsg.) (1985): Sigmund Freunds Briefe an seine Patientin Anna v. Vest, und ders.: Eine Kur aus der Frühzeit der Psychoanalyse - Kommentar zu Freuds Briefen an Anna v. Vest, in: Jahrbuch der Psychoanalyse Bd. 17, S. 269-337.
- ✓ Hagemann-White, Carol (1975): Frauenbewegung und Psychoanalyse, Frankfurt.
- ✓ Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: Weiblich - männlich?, Opladen.
- Hettlage-Varjas, Andrea (1986):
in: Monika Simmel (Hrsg.): Weibliche Sexualität, Braunschweig.
- ✓ Irigaray, Luce (1979): Das Geschlecht das nicht eins ist, Berlin.
- ✓ Irigaray, Luce (1980): Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt.
- Koch, Beate (1987): Suchtbewegungen - Zu Möglichkeiten einer kritischen Wechselbeziehung zwischen Frauenbewegung und Psychoanalyse, in: Journal des Psychoanalytischen Seminars Zürich Nr. 15, S. 3-15.
- Langer, Marie (1986): Von Wien bis Managua - Wege einer Psychoanalytikerin, Freiburg.
- Lerner, Harriet (1980): Elterliche Fehlbenennung der weiblichen Genitalien als Faktor bei der Erzeugung von 'Penisneid' und Lernhemmungen, in: Psyche 1980/ 12
- ✓ Millet, Kate (1971): Sexus und Herrschaft - Die Tyrannei des

Mannes in unserer Gesellschaft, München/Wien.

× Mitscherlich-Nielsen, Margarete (1971): Entwicklungsbedingte und gesellschaftsspezifische Verhaltensweisen der Frau, in: Psyche 1971 / 12.

× Mitscherlich-Nielsen, Margarete (1975): Psychoanalyse und weibliche Sexualität, in: Psyche 1975 / 9.

× Mitscherlich-Nielsen, Margarete (1978): Zur Psychoanalyse der Weiblichkeit, in: Psyche 1978 / 8.

× Mitscherlich-Nielsen, Margarete (1982): Gibt es einen Unterschied in der Identität von männlichen und weiblichen Psychoanalytikern?, in: Psyche 1982 /

Moser, Tilmann (1984): Kompaß der Seele - Ein Leitfaden für Psychotherapie-Patienten, Frankfurt.

✓ Nadig, Maya (1986): Die verborgene Kultur der Frau, Frankfurt.

× Olivier, Christiane (1987): Jokastes Kinder - Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter, Düsseldorf.

Reinke, Ellen (1979): Zur heutigen Diskussion der weiblichen Sexualität in der psychoanalytischen Bewegung - Ein kritischer Bericht, in: Psyche 1979 / 8.

✓ Scheu, Ursula (1977): Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht, Frankfurt.

Schlesier, Renate (1981): Konstruktionen der Weiblichkeit bei Sigmund Freud, Frankfurt.

Schmidtbauer, Wolfgang (1982): Seelische Hausarbeit - Gedanken zu männlichen Spaltungen und ihrer Überwindung, in: Rodrigo Jokisch (Hrsg.):

Karin Windaus-Walser

Antisemitismus - eine Männerkrankheit?? Zum feministischen Umgang mit dem Nationalsozialismus

"F.G.: Es gab jedenfalls eine Szene, die mir schwer erträglich war, so sehr spürte ich darin den Haß, besonders die Art, wie er sich ausdrückte: wo die polnischen Bauern mit einem halb anzüglichen Lächeln oder Lachen sagen: 'Es gab doch etwas Gutes an den Juden, das waren ihre Mädchen und Frauen, weil sie hübsch waren.'"

C.L.: Ja, vor allem die Frauen sagten das."

(Aus einem Gespräch zwischen Francois Gantheret und Claude Lanzmann über dessen Film "Shoah")

Durch die deutsche feministische Diskussion über Frauen im Nationalsozialismus geistert eine m.E. höchst fragwürdige These. Sie lautet: Wenn Frauen die antisemitische, rassistische nationalsozialistische Ideologie teilten, dann nicht aus eigenen, z.B. Haß-Motiven heraus, sondern weil sie sich dem männlichen Rassismus und Antisemitismus anpaßten. Liegt der Debatte diese Annahme meist lediglich implizit zu Grunde, hat Margarete Mitscherlich diese These in ihrem erstmals 1983 in der PSYCHE (37/1), dann erneut in ihrem Buch "Die friedfertige Frau" (Frankfurt 1985) veröffentlichten Aufsatz "Antisemitismus - eine Männerkrankheit" explizit vertreten und psychoanalytisch zu begründen versucht. Da einflußreiche feministische Autorinnen wie z.B. Gisela Bock in ihrer Studie über "Zwangssterilisation im Nationalsozialismus" (Opladen 1986, S. 139) sich dieser Argumentation zustimmend bedienen, halte ich es für geboten, sich damit ausführlicher auseinanderzusetzen. Mir stellt sich die These nämlich als Behauptung dar, das weibliche Geschlecht habe an der Vernichtung von

Juden keinen originär eigenen Anteil gehabt: als eine grandiose Verleugnung eigener Schuld und Verantwortung. Den Spuren dieser Verleugnung will ich im Folgenden nachgehen.

1. In einem Fernsehfilm zur Frankfurter "Dinner-Party" in der Alten Oper wird eine Diskussion unter beteiligten Frauen zum Ausklang des Festes gezeigt, bei der eine ältere Frau der Runde ihren Abscheu vor dem, an Nationalsozialismus erinnernden Ritual weiblicher Selbstbeweihräucherung kundtut. Eine andere Frau hält ihr daraufhin entgegen, es seien eben die Nationalsozialisten gewesen, die diese an sich gute weibliche Tradition sich angeeignet und sie pervertiert hätten, und es sei an uns, das Gute daran zu neuem Leben zu wecken. Ob der weibliche Stoff, der da angeblich ausschließlich durch Männerhand pervertiert und zum Mörderhemd umgenäht wurde, nicht selbst schon aus durchaus problematischem Material bestanden hat?

Anstelle von Trauer über die eigene Verstrickung des weiblichen Geschlechts in den nationalsozialistischen Vernichtungshorror scheint in Teilen der neuen Frauenbewegung ein Bedürfnis sich entwickelt zu haben, im weiblichen Menschen das Schöne und Gute kultartig zu feiern oder eine per se humane Mütterlichkeit in Manifesten zu beschwören. Diese weibliche Moral ist beängstigend.

2. In der feministischen Literatur ist eine Tendenz nicht zu übersehen, die Geschichte der Frauen im Nationalsozialismus sich so zurechtzulegen, daß wir uns damit identifizieren können. Beispielhaft sei hier auf Gerda Szepanskys "Blitzmädel, 'Heldennutter', 'Kriegerwitwe'" (Frankfurt 1986) und auf die Didaktik für einen frauenbewußten Geschichtsunterricht konzipierten beiden Bände "Frauen im deutschen Faschismus" von Annette Kuhn und Valentine Rothe verwiesen.

Gerade Szepansky in ihrem Vorwort: "Aus der Vielfalt der Erinnerungen (der interviewten Frauen, K.W.) entsteht ein anschauliches Bild des Frauenlebens jener Zeit. Es zeigt die große Anpassungsfähigkeit der Frauen, ihr Talent, mit schwierigen Situationen fertig zu werden, ihr Fähigkeit, den harten Kriegsalltag zu bewältigen und das Überleben für sich und ihre Familien zu organisieren, ihre Stärke, das eigene Leid zu tragen, Mitleid für andere zu empfinden und Hilfsbereitschaft zu zeigen." (S.9)

Daß dabei Täuschung im Spiel ist, verrät die Autorin selbst,

denn sie schreibt: "Niemand kann vom 2. Weltkrieg sprechen, ohne dabei die Nazidiktatur außer Acht zu lassen." Sie wollte natürlich schreiben, niemand könne beim Reden über den 2. Weltkrieg die Nazidiktatur außer Acht lassen. Und so wundert es nicht, wenn sie anschließend die Kraft der Trümmerfrauen geradezu heiligt: "Mit wieviel Anerkennung und Dankbarkeit habe ich Menschen, deren Kindheit in diese Zeit fiel, von ihren Müttern sprechen hören!"

Warum wird nur die Selbständigkeit der Frauen im Krieg betont und warum wird das, wie man es auch sagen könnte, Funktionieren der Frauen inmitten der Barbarei ausschließlich positiv bewertet? Warum werden die Trümmerfrauen, unter denen es gewiß viele Antisemitinnen gab, nur gelobt und bewundert, statt uns auch zu fragen, warum sie die Spuren des Desasters so schnell und lautlos wegschafften, warum sie rasch wiederaufbauten, wo ein Innehalten doch angebrachter gewesen wäre? Warum wird so häufig nicht etwa der weibliche Antisemitismus bedauert und beklagt, sondern nur, daß nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus die Frauen wieder an den Herd zurückgedrängt wurden und sich hätten zurückdrängen lassen?

Die beiden Autorinnen, Annette Kuhn und Valentine Rothe, verweisen zwar auf die "Schlüsselrolle der Frauen für die Durchführung der expansiven (sic!) Bevölkerungspolitik", möchten aber doch auch "die Geschichte der Frauen im deutschen Faschismus als Identifikationsbasis (Hervorh. K.W.) in den Mittelpunkt" rücken, und zwar eben nicht nur die Geschichte der Widerstandskämpferinnen, sondern auch jene der anderen Frauen. Denn "die gesellschafterhaltende und sinnstiftende Qualität der Frauenarbeit", wie sie sich angeblich auch in der Nazidiktatur wie in jeder anderen Diktatur gezeigt habe, sei als "tragendes Fundament einer politischen, antifaschistischen Kultur" zu nutzen. Angesichts der nationalsozialistischen Vernichtung von Juden und sogenannten "unwertem Lebem" ist die Unbefangenheit bestürzend, mit der die Autorinnen uns suggerieren wollen, aus der Geschichte der Frauen im Nationalsozialismus sei als Lehre zu ziehen, "den gebrauchswertorientierten Umgang von Frauen mit den 'Naturressourcen' der Gesellschaft in ihrer gesellschaftlichen Notwendigkeit und in ihrer humanisierenden Funktion zu begreifen .."(!!)

Waren es nicht die Rassenhygieniker und Eugeniker beiderlei Geschlechts, die behauptet haben, ihre spezifische "Ge-

brauchs-wert-Orientierung" im Umgang mit der "Naturressource" Mensch sei gesellschaftlich notwendig und habe eine humanisierende Funktion ??

3. Ein weiteres Kennzeichen der feministischen Debatte ist, daß im Vordergrund nicht die Frauen selbst, ihr Handeln und ihre Motive stehen, sondern das nationalsozialistische Frauen-Bild.

Argumentiert wird, daß nationalsozialistische Frauenbild sei traditionell und unterdrückerisch gewesen, und daraus wird geschlossen, es sei eben der Unterdrückung der Frauen zuzuschreiben, wenn sie sich gegen den Nationalsozialismus nicht gewehrt hätten. Dadurch werden die Nationalsozialistinnen selber zu Opfern gemacht, und sie werden mit den wirklichen Opfern vereint - im Kopf. Der Nationalsozialismus wird so zu einer bloßen Spielform des Patriarchats erklärt, unter dem Frauen wie Juden zu leiden hatten. Es bleibt völlig im Dunkeln, warum dann so viele Frauen, anders als Juden, gejubelt haben.

Das Bestreben von Feministinnen, die Frauen in die Nähe der Opfer zu rücken, ist grundlegend bei Gisela Bock (Zwangssterilisation im Nationalsozialismus, Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986). Überzeugend an ihrer Arbeit ist der Nachweis, daß die nationalsozialistische Frauenpolitik in keiner Weise hinreichend durch "Mutterkult" oder "traditionelle Frauenrolle" zu charakterisieren ist, sondern vielmehr von Antinatalismus als Politik, sogenanntes "unwertes" Leben zu verhindern, geprägt war. Fraglich dagegen sind ihre geschlechterpolitischen Schlußfolgerungen. Die Autorin behauptet nämlich, daß, obwohl ebenso viele Männer wie Frauen sterilisiert wurden, die Frauen davon "existentieller und härter" getroffen worden seien als Männer (S. 371): durch die Zwangssterilisation seien, aus sozialen Gründen, Frauen in "ihrem Frausein" stärker beeinträchtigt worden als offenbar Männer in ihrem Mannsein (S. 435). Daß es für Frauen schlimmer gewesen sein soll als für Männer, wenn sie keine Kinder mehr bekommen konnten, wäre nur dann plausibel, wenn es für Frauen mehr zum Frausein gehören würde, Nachkommenschaft zu haben als für Männer zum Mannsein. Diese Behauptung gibt aber lediglich eine, die sozialen Verhältnisse prägende Ideologie über das Geschlechter- und Ge-

nerationenverhältnis wieder. Die tatsächliche Bedeutung, die das Hervorbringen der nächsten Generation für beide Geschlechter hat, trifft sie nicht. Um für die Frauen ein Mehr an Opferstatus im Nationalsozialismus herauszuschlagen, greift Bock also selbst zu ideologischen Mitteln. Daß es ihr im Kern darum geht, die Frauen mit den Juden als Opfer gedanklich zu vereinen, zeigen ihre Ausführungen über die Gemeinsamkeiten zwischen Zwangssterilisation und Judenvernichtung, in denen ihre Überlegungen zur Geschlechterpolitik des Nationalsozialismus am Schluß kulminieren. Sie schreibt z.B.: "Daß die sterilisationspolitische 'Fortpflanzungsauslese' in der kritischen Geschichtsschreibung gewöhnlich als bloße Vorstufe ('Vorfeld') der Mordpolitik bzw. 'Vernichtungsauslese' betrachtet wird, hat unter anderem seinen Grund darin, daß diese Frauen (gemeint sind die von Bock auf ca. 4500 geschätzten Frauen, die in der Zeit von 1933 bis zum Kriegsbeginn durch die Zwangssterilisation getötet wurden, K.W.) nicht gesehen wurden. Innerhalb der zwölfjährigen Eskalation des nationalsozialistischen Rassismus waren Sterilisationspolitik und Mordpolitik nicht nur gleich gerichtet, sondern auch partiell identische Strategien der 'Sonderbehandlung' von 'Minderwertigen', der 'Lösung' und 'Endlösung' von wirklichen oder vermeintlichen sozialen Problemen." Der Tod dieser Frauen "war nicht ein mißliches 'Nebenprodukt' einer 'nur' auf Sterilisation und 'nicht' auf Mord zielenden Geburtenpolitik, sondern geplanter und bewußter Massenmord". (S. 380) Der Unterschied zwischen Zwangssterilisation und Genozid an den Juden war laut Bock "in der Wahrnehmung" der Opfer "ein relativer". (S. 381)

Auch wenn der rassistische Wahn der "Fortpflanzungsauslese" und seine Realisierung in Form von Zwangssterilisation gedanklich in Zusammenhang standen mit dem antisemitischen Rassenwahn und der Judenvernichtung, so halte ich es doch für äußerst problematisch, die Opfer der Zwangssterilisation und hier wohl gemerkt nur die weiblichen, mit den Opfern der Gaskammern gleichzusetzen.

Wenn Bock zum Schluß das Ausmaß der Sterilisation von Frauen - 1 % der 1933 in Deutschland lebenden gebärfähigen Frauen wurden zwangssterilisiert (Bock S. 456) - als "Indikator" dafür wertet, "was der Nationalsozialismus allen Frauen (Hervorh. K.W.) zumuten konnte oder glaubte zumuten zu können" (S. 457), lenkt sie von dem ab, was wirklich geschehen

ist. Ihre Argumentation enthüllt sich, wie ich meine, als Absicht, die Frage nach eigener Schuld und Verantwortung des weiblichen Geschlechts an der Massenvernichtung von Juden nicht aufkommen zu lassen.

Christine Wittrock (Weiblichkeitsmythen. Das Frauenbild im Faschismus und seine Vorläufer in der Frauenbewegung der 20er Jahre, Frankfurt 1983) erklärt zwar im Vorwort, die These vom Nationalsozialismus als Männerstaat sei zu einfach, die nationalsozialistische Ideologie nicht gleichbedeutend mit Frauenfeindlichkeit. Ihre Begründung für diese Ansicht zeigt allerdings nur ein weiteres Mal, wie abgründig und unbearbeitet das Thema 'Frauen im Nationalsozialismus' ist. Die Autorin scheut nämlich nicht davor zurück, das Frauenbild jener Gruppe unter den aktiven Nationalsozialistinnen, die mehr Machtpositionen für Frauen im nationalsozialistischen Staat forderten, von der Bevölkerungs- bis zur Außenpolitik, als "durchaus fortschrittlich (was sich allerdings nur auf die Frauen der eigenen Rasse bezieht) - nicht zu vergleichen mit dem patriarchalen Gedankengut", zu bezeichnen, "so seltsam dieses Ergebnis erscheinen" möge. (S. 188) Seltsam klingt auch, wenn sie schreibt, die "Hoffnung" dieser Nationalsozialistinnen, "den neuen faschistischen Staat unter voller Gleichberechtigung der deutschen Frau mit aufbauen zu können", sei "nicht zu verwirklichen" gewesen. (S. 192)

Die Konzentration auf das nationalsozialistische Frauen-Bild als Mutter des Volkes, das den Frauen von den Männern aufgezwungen worden sei, ist durchgängig z.B. in dem Buch von **Renate Wiggershaus "Frauen unterm Nationalsozialismus"** (Berlin, 1984). Die Nationalsozialistinnen erscheinen im wesentlichen als Unterdrückte und Verführte, die sich eben (bloß) anpaßten, weil sie dazu gezwungen waren.

Auch **Rita Thalmann ("Frausein im Dritten Reich", München 1984)**, die bisher am deutlichsten auf den weiblichen Antisemitismus, auch in der damaligen Frauenbewegung, hingewiesen hat, geht nicht so weit, in ihrem Material nach spezifischen, weiblichen Beweggründen zu suchen. Vielmehr konzentriert auch sie sich auf das Frauenunterdrückerische am Nationalsozialismus, und so bleibt auch hier als Erklärung für weiblichen Antisemitismus letztlich nur die Anpassung an männliche Ideologie.

Das einzige, mir bekannte, in der BRD erschienene Buch, das sich beim Thema Frauen und Nationalsozialismus nicht auf das

unterdrückerische Frauenbild konzentriert, ist die von **Angelika Ebbinghaus** herausgebrachte Studie **"Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus"** (Band 2 der Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts 1987), die sich die Verfolgung von Frauen durch Frauen zum Thema macht. Die Täterinnen waren KZ-Aufseherinnen, Jugendpflegerinnen, Frauenführerinnen, Fürsorgerinnen, Ärztinnen, Krankenschwestern, die Opfer Jüdinnen, KZ-Insassen, Behinderte, Zigeunerinnen, Prostituierte, "schwererziehbare" Mädchen. Um die Frage, warum und mit welchen Motiven sich die Frauen an der nationalsozialistischen Barbarei aktiv beteiligten, kümmert sich die Studie allerdings nicht.

4. Margarete Mitscherlich schließlich versucht nun in ihrem Aufsatz **"Antisemitismus - eine Männerkrankheit?"** die psychoanalytische Begründung dafür zu liefern, warum psychologisch nur Männer wahre Antisemiten sein können und daß Frauen, wenn sie antisemitisch waren, sich lediglich an diese Männer angepaßt hätten. Ich halte dies für eine wahrlich abenteuerliche Idee und möchte im folgenden ausführlicher darauf eingehen. Es besteht sonst die Gefahr, daß die These als letzte, weil psychoanalytisch und also das Unbewußte umfassende Wahrheit aufgefaßt werden könnte.

Als erstes greift Mitscherlich die Theorie auf, im Antisemitismus des einzelnen sei eine Folge ungelöster ödipaler Konflikte zu sehen. Dazu schreibt sie:

"Projektion des Vaterhasses, Verschiebung der Inzestwünsche auf Juden ("Rassenschändung"), Rivalitätsaggressionen etc. - diese unbewußten psychischen Motive für die Entwicklung des Antisemitismus sind vor allem für die männliche Psyche relevant." (zit. nach "Die friedfertige Frau, S. 151/152)

Nun gibt es ja auch einen weiblichen ödipalen Konflikt und auch der hat mit Inzestwünschen und Rivalitätsaggression zu tun, nur daß hier als Objekt von Hass und Rivalität die Mutter steht. Man müßte sich also fragen, ob möglicherweise bei Antisemitinnen, analog, Mutterhaß, Verschiebung der Inzestwünsche auf die Jüdin und Rivalitätsaggression gegen die Mutter eine Rolle spielten. Daß außerdem der Haß auf die Mutter auf Männer verschoben werden kann, ist bekannt, und auch dieser Gedanke müßte hier doch in Erwägung gezogen werden. Erst wenn wir sicher sein könnten, daß alles das

nicht sein kann, könnten wir uns beruhigt zurücklehnen. Dies scheint aber auch Mitscherlich nicht möglich zu sein. Sie trägt eine nächste Überlegung vor, nämlich die Frage, ob Antisemitismus als Folge einer Über-Ich-Deformation angesehen werden könne. "Die Entwicklung von Antisemitismus wird von Psychoanalytikern auch als Folge einer Über-Ich-Deformation angesehen. Das Überich des Antisemiten bildet sich nicht aus der Verinnerlichung der mitmenschlichen Objekte und Beziehungen, sondern besteht mehr oder weniger aus Dressaten ... Für ein solches Überich, das nur äußere Verbote und Pflichten kennt, zählt vor allem die Macht, die ein einzelner, auch ein Volk oder eine Gruppe besitzen. Unterschiedliche moralische Inhalte und Werte spielen für einen solchen Menschen eine weit geringere Rolle. ... So schreibt Grunberger: "Ist die Projektion auf den Juden gelungen, so hat er sein manichäisches Paradies verwirklicht: all das Böse befindet sich von nun an auf der einen Seite (da, wo der Jude sich befindet), und all das Gute auf der anderen Seite, wo er sich befindet.""(S. 152)

Ob nicht auch Frauen in diesem manichäischen Paradies gelebt haben? Aber auch dieser Frage geht Mitscherlich nicht nach, sondern referiert statt dessen eine weitere These: "Martin Wagh (1962) vertritt die These, daß die jugendlichen Hitler-Anhänger, die 1914-1918 Kleinkinder waren, auf die ökonomische Notlage Ende der zwanziger Jahre mit Regression reagierten, weil sie während des Weltkrieges ohne Väter aufgewachsen waren und die Notlage die Mutter in ängstliche Spannung versetzt habe, die sich auf die Kinder übertragen und den Aufbau stabiler, innere Sicherheit vermittelnder Objektbeziehungen gestört habe. Da die Söhne jahrelang mit der Mutter allein waren, verstärkten sich ihr Ödipus-Komplex und (entsprechend) ihre Kastrationsangst. Eine Spaltung trat ein: Der abwesende Vater wurde glorifiziert, und die negativen Gefühle ihm gegenüber wurden dem Feind zugeschoben ... Alles in allem: die durch die Mutter vermittelten Ängste, die ödipalen Schuldgefühle, die narzißtischen Kränkung durch den entidealisierten Vater, der dennoch als Rivale seinen Platz an der Seite der Mutter wieder einnahm, waren Konflikte, die schwer zu bewältigen waren." (S. 153)

Auch hier müßte sich doch gefragt werden, wie das für die Mädchen ausgesehen haben könnte.
Warum sollten nicht die Frauen an die Stelle des besiegten

und entidealisierten Vaters, der die ödipalen Ängste des Mädchens vor der Mutter nicht hatte beruhigen können, als Retter Hitler gesetzt haben?

Statt dem nachzugehen, setzt Mitscherlich im nächsten Abschnitt ihres Artikels eine Entscheidung durch, die sie nicht begründet. Sie sagt nämlich einfach, alle Überlegungen, das, was psychologisch für den männlichen Antisemitismus ausschlaggebend sei, auch auf Frauen anzuwenden, seien "wenig überzeugend". Punkt aus. Ein paar Zeilen vorher hatte sie aber noch zugestanden, daß bspw. untergründiger Haß auf die als allmächtig erlebte Mutter bei beiden Geschlechtern wirksam sein und auf Sündenböcke verschoben werden könne. Mitscherlich hält dagegen aber eben von vornherein, ohne es wirklich begründen zu können, für ausgemacht, daß es am Antisemitismus nichts geben könne, worin die beiden Geschlechter sich in Übereinstimmung befunden hätten.

Ob wir uns da aber wirklich so sicher sein können?

Wir sind ja gewohnt zu behaupten, Männer und Frauen seien im Denken und Fühlen gänzlich unterschiedlich - vordergründig ja, aber auch untergründig?

In ihren weiteren Bemühungen um Aufklärung setzt Mitscherlich nun aber auf **Differenz** zwischen den Geschlechtern, und zwar, man höre und staune, auf die Differenz in der männlichen und in der weiblichen Über-Ich-Entwicklung, "so wie Freud sie gesehen hat". Diese Theorie schreibt Männern ein starkes, Frauen ein schwaches Über-Ich zu. Ich sage deshalb "man höre und staune", weil es genau diese geschlechtsspezifische Freudsche Über-Ich-Theorie ist, die, um nur zwei Autorinnen hervorzuheben, Edith Jacobson bereits 1937 (oder vielleicht gerade 1937) und Chasseguet-Smirgel 1975 mit guten Argumenten angezweifelt haben. Edith Jacobson schreibt 1937: "Gegen die Freudsche weibliche Über-Ich-Theorie spricht, "Daß die Krankheit, die von der unerbittlichen Strenge des Über-Ichs beherrscht ist, die Melancholie, überwiegend das weibliche Geschlecht befällt. Vollends stutzig wird man, wenn man bei der Behandlung von Frauen, deren Über-Ich schwach und anlehnungsbedürftig, deren Maßstäbe der Umwelt entlehnt und schwankend erscheinen, plötzlich Durchbrüche eigner, grausamer Über-Ich-Forderungen erlebt, die bisher abgewehrt waren." (zit. n. Psyche 8/1978). D.h., das nach außen von Frauen gezeigt schwache Über-Ich scheint in der Theorie wie in der Realität eine Abwehrkonstruktion zu sein, um An-

deres zu verbergen. Chasseguet-Smirgel sieht in der Freud'schen Theorie des schwachen weiblichen Über-Ichs eine Entwertung des Weiblichen, wie sie sich ja auch in der Definition der Frau als Kastrierter äußert, und meint, darin spiegle sich "der uns allen gemeinsame Wunsch wider, aufgrund unserer primitiven Hilflosigkeit Rache an der Mutter zu nehmen, um sie endlich ans Gängelband" zu bekommen. (ebenfalls in Psyche 8/1978).

Dieser Kritik ungeachtet behauptet nun Mitscherlich, es sei gerade dieses angeblich schwache Über-Ich der Frau, aus dem "sich schließen lassen, daß Frauen **weniger** aufgrund eigener Kastrationsängste psychischer Konflikte und Projektionen dem Antisemitismus verfallen, sondern vielmehr als Folge ihrer Identifikation mit männlichen Vorurteilen". (S. 156) - und mit diesen Vorurteilen würden sie sich eben deshalb identifizieren, weil sie als Unterdrückte so schwer eine andere Wahl hätten. Wenn wir noch hinzufügen, daß am Schluß als einziger Beweggrund weiblicher Psyche die Angst vor Liebesverlust übrigbleibt, dann können wir wahrhaft beruhigt sein.

Mitscherlich formuliert es am Ende so: "Nach meiner Auffassung gibt es "männlichen" und einen "weiblichen" Antisemitismus. Der Antisemitismus der Frauen entwickelt sich eher über die Anpassung an männliche Vorurteile, als daß er sich aus der geschlechtsspezifischen Entwicklung und Erziehung ergibt." (S. 160) So hat der Ausflug in die Psychoanalyse also nur dazu gedient, zu bestätigen, daß es wirklich nur Liebessehnsucht und die doch harmlose Angst vor Liebesverlust sei, die die Frauen umtreibe, ob zu Zeiten von nationalsozialismus und Judenvernichtung oder danach. (Zur Kritik an der Mitscherlichen Weiblichkeitskonstruktion der letzten Jahre vgl. auch Sophinette Becker und Cordelia Stillke, Von der Bosheit der Frau, in: Karola Brede u.a. (Hg), Befreiung zum Widerstand, Frankfurt 1987).

Zu behaupten, die Frauen hätten sich mit dem Antisemitismus des herrschenden Geschlechts lediglich sekundär identifiziert und sich daran angepaßt, ihre innerpsychische Welt dagegen sei heil geblieben, da habe es keinen inneren Hass, keinen analen Sadismus, keine Projektionen eines eigenen Bösen, keine mörderischen und verfolgenden inneren Impulse gegeben, aufgrund derer Frauen zu Antisemitinnen werden konnten, ist so projektiv wie der Antisemitismus selbst: statt im Juden ist nun das Böse im Manne lokalisiert.

Wir sollten uns dagegen wirklich ernsthaft fragen, ob diejenigen Frauen, die die antisemitische, rassistische nationalsozialistische Ideologie teilten, gar nichts hatten oder haben wollten, was sie dem nationalsozialistischen Bild von der Frau hätten entgegensetzen können. Was, wenn das, wie der Nationalsozialismus diese Frauen in die Gesellschaft einordnete, ihren eigenen, unbewußten Bedürfnissen, bewußten Vorstellungen und innerpsychischen Mechanismen einfach nur entsprochen hat? Was, wenn die Entlastung, die ihnen die Tatsache bot, daß die des Lebens unwerten Männer, Frauen und Kinder immer die anderen waren; ihnen mehr wert war, als das heutzutage gepriesene, angeblich den Frauen per se eigene, ganzheitliche und an den Folgen des eigenen Handelns ausgerichtete Denken?

Was, wenn der Hass der Antisemiten sich von dem der Antisemitinnen gar nicht unterschied? Was, wenn die Frauen sich eben nicht nur angepaßt haben, sondern ihren wahrhaft eigenen Anteil am Nationalsozialismus hatten: Antisemitismus - auch eine Frauenkrankheit!

5. Ist also die Frage nach dem **eigenen** Anteil des weiblichen Geschlechts an Nationalsozialismus und Antisemitismus zu stellen, so hat die bisherige Debatte, auch die feministische, dazu kaum Anhaltspunkte geliefert.

Daß sich so viele Frauen am nationalsozialistischen Vernichtungswerk beteiligten, muß Gründe haben, die sich nicht aus dem Tun der Männer ableiten lassen. Die Dringlichkeit, nach den **eigenen Beweggründen von Frauen** zu forschen, hat von den mir bekanntesten Autorinnen am deutlichsten **Claudia Koonz** aus den USA (!) (**Das 'zweite' Geschlecht im 'Dritten Reich'**, in: Feministische Studien 2/1986, S. 14f) aufgezeigt: "Der Abscheu Nazideutschland hatte mit dem zu tun, was Sache der Frauen war: dem Gemeinschafts- und dem Familienleben. Rassenhygiene und Völkermord, Indoktrination und besinnungsloser Gehorsam - alles hing davon ab, daß die Frauen kooperierten. Es fiel den Frauen zu, jüdische Geschäfte zu boykottieren und "nichtarische" Nachbarn zu meiden, ihre Kinder zur Hitlerjugend zu schicken, "Krüppel" für Sterilisation und Euthanasie auszulesen, verdächtige Personen in der Nachbarschaft zu bespitzeln; ... Hinzu kam, daß die Nazifrauen, wie Ablenkungstruppen am Vorabend einer Invasion, ein gigantisches Verschleierungsunternehmen durchführten, das dazu da

war, Ausländer wie Deutsche davon zu überzeugen, daß im Reich alles in Ordnung sei." (S.19)

Meine These ist, daß, wie bei der nationalsozialistischen Begeisterung der Männer, auch bei den Frauen Phantasien eine wichtige Rolle spielten, die um das Geschlechterverhältnis kreisten. Ich vermute, daß die spezifische, nicht bloß patriarchal zu nennende nationalsozialistische Konstruktion des Geschlechterverhältnisses keineswegs nur "Männerphantasien" (Theweleit) entstammte, sondern daß es dazu ein aktives Gegenstück auf seiten der Frauen gab, eine weibliche "Logik", die sich mit der männlichen zu einer Einheit verband. Nur Männer und Frauen zusammen konnten einen solchen Vernichtungskosmos wie den Nationalsozialismus Realität werden lassen.

Heide Moldenhauer

Frauen und Architektur

"Wir wollen nie aufhören zu denken - in welcher Art von Kultur befinden wir uns? Was sind das für Zeremonien und warum sollten wir an ihnen teilnehmen? Was sind das für Berufe und warum sollten wir Geld mit ihnen machen? Kurzum, wohin führt sie uns, die Prozession der Söhne der gebildeten Männer?"¹⁾

FRAUEN UND ARCHITEKTUR

Dazu möchte ich einige Gedanken vortragen. Die Fragen, die Virginia Woolf Anfang der 30er Jahre geschrieben hat, sind von uns Architektinnen kaum gestellt worden.

Schriftstellerinnen, Malerinnen, jetzt auch Musikerinnen haben ihre Geschichte in unserer Kultur aufgespürt. Es gibt eine Menge Untersuchungen und Dokumente - von Architektinnen wissen wir fast gar nichts.

Sicher hat es Auftraggeberinnen von Klöstern, Palästen, Schlössern gegeben, aber auch davon ist nur wenig mehr als diese Tatsache bekannt. Gebaut wurden sie von Frauen wohl nicht, das scheint uns selbstverständlich heute.

Frau kann eben nicht im Morgengrauen oder zu später Stunde aus dem vom Herd abgesparten Holz oder auf dem Felde gesammelten Lehm Bauwerke schaffen. Keine Frau könnte heimlich und allein Architektur machen. Bauen ist eine öffentliche Kunst, darin liegt der Unterschied zu den anderen.

Die Geschichte von Architektinnen im Sinne einer Profession beginnt mit dem Zugang zum Studium der Architektur. Die Architektur als Beruf gibt es ja auch erst nach Abschaffung der Zünfte, nach Herausbildung der Notwendigkeit, daß ein Inge-

nieur planerisch die verschiedenen Techniken, Teilarbeiten, Gewerke für ein Gebäude zusammenfaßt. Abgesehen von den Baukünstlern der Feudalherren und Königshäuser hat sich der Berufsstand als solcher erst im 19. Jhd. herausgebildet. Architektur als im wesentlichen zweckgebundene Kunst hat ja gegenüber den anderen Künsten immer eine Sonderstellung eingenommen.

Die früheste mir bekannte Möglichkeit für Frauen, Architektur zu studieren, gab es in der Schweiz 1840, in den USA war es ab 1880 möglich. Um 1900 gab es dort 39 akademisch ausgebildete Architektinnen.

Unter diesen waren z.B.:

Sophia Haydn, 1868-1955, die als erste am MIT den 4-Jahreskurs abgeschlossen hatte; Luise Blanchard Bethune, sie wurde 1888 als erste Frau Mitglied im American Institute of Architects (AIA), einer Berufsorganisation; Minerva Parker Nichols, beendete 1882 ihr Studium, wird mit 21 Jahren Zeichnerin bei einem Architekten in Philadelphia und übernimmt nach 6 Jahren sein Büro; Lois Howe, eine Studienfreundin von Sophia Haydn, gründet 1913 mit einer anderen Architektin ein erfolgreiches Büro. Sie hat immer versucht, Architektinnen vom MIT als Mitarbeiterinnen einzustellen.

Julia Morgan²⁾, 1872-1952, hat in Berkeley ihr Studium beendet und immer selbständig gearbeitet. Auch sie hat versucht, vor allem Frauen als Mitarbeiterinnen zu haben. 1952, im Jahr ihres Todes, läßt sie alle ihre Unterlagen verbrennen. Sie soll um die 800 Bauten geplant und gebaut haben, ihre Werke sind, so weit ich weiß, nicht dokumentiert.

Dies ist sicher nur ein Teil der bekannten selbständigen Architektinnen der ersten Generation, und diese Aufzählung soll nur zeigen, wie wenig, ja gar nichts, von ihrer Arbeit bekannt ist.

Im Zusammenhang mit der Entdeckung dieser Architektinnen ist für mich ein anderes Ereignis wichtig:

1889 wurde in Chicago von den Organisatorinnen des Womans Pavillon für die Weltausstellung³⁾ 1894 ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem sich 13 Architektinnen beteiligten. Den ersten Preis erhielt Sophia Haydn, die oben genannt ist.

Meines Wissens ist so etwas nie wieder vorgekommen. In Westberlin haben 1981 Architektinnen bei einem Expertenhearing des Bausenators zur Planung der Südlichen Friedrichstadt im Rahmen der IBA 1984 einen Architektinnen-Wettbewerb für

einen Block in diesem Gebiet gefordert. Die Reaktion der IBA darauf zeigt sich in ihrem Planungsprogramm von 1982, in dem für Block 2 steht: "Wohnungsbau mit ca. 100 öffentlich geförderten Wohnungen, die speziell frauenspezifischen Anliegen gerecht werden", was 1984 umformuliert wurde in "Neue emanzipatorische Wohnformen und Wohnungstypen". (IBA-Kataloge 84 - 87)

Bis heute ist es nur durch Nachdruck einiger Frauen aus der Gruppe FOPA (feministische Organisation von Planerinnen und Architektinnen) dazu gekommen, daß außer einer polnischen Architektengruppe nicht, wie vorgesehen, weitere Ostblockarchitekten, sondern 3 Architektinnen zu einem Entwurf aufgefördert sind: Zaha M. Hadid (London), Christine Jachmann (Berlin) und Myra Wahrhaftig (Berlin).

Es ist lächerlich eigentlich, aber auch bezeichnend für die Situation von Architektinnen, wie schwer sich die IBA-Planer-Kollegen tun, von den 28 zu bebauenden Blöcken nur einen einzigen für Frauen auszuschreiben - und vor allem: einer Frauenjury zu überlassen, wie es die Forderung war.

Die Kehrseite sind natürlich die Frauen selber, es ist auch schwierig, selbständig tätige Frauen zu finden, die sich an diesem Wettbewerb beteiligen würden und an einer Jury. Und es ist damit ja auch überhaupt noch nichts über Qualität, andere Umgangsweise mit Bewohnern oder Durchsetzung anderer Lebensformen gesagt.

Zurück noch einmal zur Geschichte:

Die allgemeine Zulassung von Frauen zum Studium der Architektur war in Deutschland (entsprechend den anderen universitären Bereichen) ab 1908 möglich. Bis 1914 gab es 4 Studentinnen, 53 bis 1920.

Die erste deutsche Architektin war Emilie Winkelmann, 1875-1951. Über sich und ihre Arbeit sagt sie 1951, "daß ich die erste Frau bin, die Architektur studiert und den Architektenberuf, Projektierung und Oberleitung von Bauten selbständig ausgeführt habe. Zu meinem Studium an der Kgl. Technischen Hochschule Hannover 1901/05 bin ich ausnahmsweise zugelassen, da technische Hochschulen allgemein für Frauen nicht geöffnet waren.

1908 begann ich den Architektenberuf selbständig auszuüben, hatte ich den Wettbewerb von dem Saalbau Blumenstraße 10, Berlin, gewonnen, ein Bau von der Personenfassung wie die

Oetkerhalle Bielefeld, aber nicht so wirkungsvoll, weil er eingeeignet zwischen hohen Gebäuden liegt, aber deshalb schwieriger, besonders an den Ausgängen, zu lösen.

1906 gewann ich den Wettbewerb um das Viktoria-Studienhaus in Berlin. 1914 erhielt ich auf der Internationalen Ausstellung Leipzig 'Bugra' die goldene Medaille. An den Bauten des 3. Reiches hatte ich keinen Anteil, weil ich nicht PG werden wollte. Mit dem Erlaß des 'Allgemeinen Bauverbotes' durch das 3. Reich wurde auch meine Tätigkeit als Architekt beendet."

Wirklich erstaunlich ist die Statistik in dem neuen Buch von Verena Dietrich (auf das ich später noch zu sprechen komme) über das Architekturstudium von Frauen im Zusammenhang mit den beiden Weltkriegen. Während der Kriege ist der Anteil der Architekturstudentinnen bei 50%, während ihre Zahl nach dem 1. Weltkrieg auf 20%, nach dem 2. Weltkrieg auf 6% fällt. So gut funktioniert unser kulturelles System, daß die Frauen sofort nach dem Krieg sich wieder zur Reproduktion des Lebens und der Arbeitskraft, zur Schaffung und Erhaltung des häuslichen Heims schicken lassen, und den Männern die öffentlichen, das gesellschaftliche Leben konstituierenden Aufgaben überlassen - den Wiederaufbau, Neufaufbau der Städte, und damit der räumlichen Bedingungen für das Nachkriegsleben.

Es gibt noch viel zu wenig geschriebene Geschichte über Frauen und Architektur, im umfassenden Sinne gemeint: wie z.B. Frauen in oder mit Architektur leben, wie Frauen Architektur machen, was Frauen über Architektur denken, Frauen als Auftraggeberinnen, Frauen als Dekoration von Architektur, als Architektur-Allegorien. Auch nicht aus neuester Zeit, aus den letzten 80 Jahren.

Für mich hat die Geschichte die Bedeutung der Bestärkung meines Handelns, gibt mir größere Sicherheit, nicht eine Kuriosität zu sein, als Architektin mit meinen oft anderen Vorschlägen. So komisch das sein mag, aber die Entdeckung des Frauenwettbewerbs in Chicago zu der Zeit, als wir erneut die Forderung für Block 2 an die IBA stellten, hat mich darin bestärkt, nicht aufzugeben. So schreibt Cillie Rentmeister für die Bedeutung der Kenntnis der Geschichte des Untergangs des Matriarchats in einer Bauwelt von 1979, die von Frauen über Architektur herausgegeben wurde: "Ich finde es wichtig, auf dem Gebiet und mit den Mitteln der Archäologie und Architekturgeschichte die "Mikrophysik der patriarchalischen

Machtergreifung" zu erforschen, in Erfahrung zu bringen, wie sich die Macht der Männer in komplizierten Diskursen überall eingenistet hat - ob in Körpern von Frauen oder in Baukörpern; in Erfahrung zu bringen, wie alles gekommen ist, als Voraussetzung für eine Veränderung der ungeliebten Zustände."⁴⁾

Vor 600 Jahren schreibt Christine de Pisan das Buch 'Die Stadt der Frauen'⁵⁾, die allegorisch erbaut wird aus vielen Lebensbeschreibungen von Frauen, um die Argumente der Männer zu widerlegen, wie: Frauen seien von Natur aus mit schwachem Geist ausgestattet, Frauen sollten keine Verteidigungsreden halten, Frauen hätten keine ausreichend physischen Kräfte und seien von Natur aus feige und vieles andere mehr - wir kennen sie alle.

Nachdem sie etwa 100 Frauenleben als Gegenargumente geschildert hat, fragt sie die 'Frau Rechenschaft' (eine der drei Tugenden, die mit ihr die Stadt der Frauen aufbauen), warum diese so gebildeten und weisen Frauen, die sogar Bücher schrieben, es so lange widerspruchslos hinnahmen, daß die Männer so viele Scheußlichkeiten über sie verbreiteten, wo sie doch genau wußten, daß das die Unwahrheit war? Die Antwort ist, "...daß jede der edlen Frauen..isoliert, für sich alleine war und auf ganz verschiedenen Gebieten ihren Verstand einsetzte, daß sie sich jedoch niemals gemeinsam einer einzigen Sache widmeten: dies war dir und nicht ihnen vorbehalten; bisher wurden höchstens von klugen Menschen .. die Werke der Frauen in angemessener Weise gelobt, ohne daß die Frauen selbst ein Buch darüber verfaßt hätten..."

Beispielhaft für die Unterdrückung von Frauengeschichte und für das Vorenthalten von Arbeiten und Leben selbständiger Architektinnen ist für mich das Totschweigen der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky, in Wien geboren 1897.

Mir war sie bis noch vor kurzem nur als Designerin der 'Frankfurter Küche' in den Siedlungen der 20er Jahre bekannt. Da ich für die Rationalisierung der Küchenarbeit durch Analysieren der Wege und Handgriffe um Zentimeter und -zigstel Sekunden wenig Interesse oder Neugier entwickelt habe, war mein Interesse für diese Architektin gering. Sie hat zum Glück für sich selbst gesprochen und wird hoffentlich die Autobiographie, an der sie schreibt, zuende schreiben können, trotz ihres hohen Alters. Sie, die mir also als Küchendesignerin bekannt war, hat einen Abschnitt ihrer Autobiographie⁶⁾

veröffentlicht über die Zeit zwischen 1938 und 1945, in der sie sich am österreichischen Widerstand beteiligte und im deutschen Zuchthaus saß.

In dem einleitenden Interview erzählt sie über ihre Zusammenarbeit mit Adolf Loos in der Wiener Siedlerbewegung, ihrer Arbeit mit Ernst May in Frankfurt und in der Sowjetunion. In diesem Interview sagt sie: "Nach seiner Rückkehr hat er mich gefragt: 'Wollen Sie mit mir fünf Jahre nach Moskau gehen?' Ich habe ja gesagt, aber nur unter zwei Bedingungen, daß mein Mann auch mitgeht und daß ich keine Küchen mehr machen muß. .. Mitgefahren sind natürlich die Frauen der Männer, aber unter diesen 17, die da berufen worden sind, war ich die einzige Frau."

Sie ging also mit nach Moskau und hat dort vor allem für die neuen Städte Kindergärten geplant und gebaut. 1940 wurde sie in Wien, wohin sie von Istanbul aus gefahren war, um Nachrichten des Widerstandes nach außen zu tragen, in einem Cafehaus verhaftet. Sie entkam nur durch Zufall und kühner Eigeninitiative dem Todesurteil, saß dann bis 1945 im deutschen Zuchthaus und kehrte 1945 nach Wien zurück. Darüber sagt sie in dem Interview:

"Frage: Ab 1. Januar 1947 lebst du wieder in Wien. War Wien sehr zerstört? Antwort: Ja, uns hat es gereicht. Aber mit den deutschen Städten war es überhaupt kein Vergleich. F: Aber zu bauen gab es ja genug. Sicher hast du dir eine schöne berufliche Tätigkeit erwartet? A: Ja, natürlich .. Aber an Bauprojekte bin ich nicht herangekommen. F: Wieso nicht? A: Da bin ich boykottiert worden. Wenn ich nur Parteimitglied gewesen wäre, hätte man mich vielleicht nicht so boykottiert. Aber seit 1948 war ich auch Präsidentin des Bundes Demokratischer Frauen. Deshalb blieb mir eine bedeutendere Tätigkeit auf meinem Spezialgebiet im wiedererstandenen Österreich versagt. Und das bis in das Alter, in dem ich nicht mehr bauen kann. Meine Erfahrungen im sozialen Bauen, die ich mir in vielen Ländern und Jahren erworben habe, lagen brach. Das hat mich schwer getroffen. Alle anderen Arbeiten waren für mich nur ein schaler Ersatz für das, was ich meiner Vaterstadt Wien hätte geben können. Das soziale Bauen lag nun einmal in den Händen der sozialdemokratischen Stadtverwaltung, und der Parteivorstand der sozialdemokratischen Partei hatte beschlossen, die Kommunistin Schütte-Lihotzky zu keiner Arbeit heranzuziehen. Wenn du so willst, ein Berufsverbot. Es war die Zeit des kalten Krieges. In fünfundzwanzig Jahren durfte ich

nur zwei Kindergärten bauen. Nicht einmal in eine Jury haben sie mich genommen. F: Aber den Architekturpreis der Stadt Wien haben sie dir 1980 verliehen, als du 83 Jahre als warst. Da loben dich die Wiener..."

Wieviele Millionen Bücher gibt es über Architektur, Architekten, Werkmonografien, Fotobände und wieviele über selbständig arbeitenden Architektinnen. Möglicherweise eine handvoll. Sie müssen von uns noch geschrieben werden!

Verena Dietrich macht mit ihrem Buch⁹⁾ den Versuch, die jüngste Architektinnengeschichte darzustellen. Es zeigt Arbeiten von über 80 Architektinnen, von denen die meisten nach 1945 geboren sind (deren Projekte also aus den letzten zehn Jahren sind) - von denen aber viele eine Bürogemeinschaft mit ihren Ehemännern haben. Pro Architektin gibt es eine Seite mit Abbildungen von Werken und Autorin, ohne daß frau sich wirklich ein Bild machen könnte. Es ist der Versuch, die Frauen nicht mehr das "andere Geschlecht" darzustellen, sondern gleichwertig - obwohl die Fotos die traditionelle Frauenrolle dokumentieren. Es ist eine Aufzählung von Architektinnenprojekten, keine Auswahl, die etwas aussagen würde über das wie, sondern nur, daß Frauen Architektur machen. Die Autorin ist schließlich, trotz Einsicht in die sanften Unterdrückungsmaßnahmen des Patriarchats, um den Ausgleich bemüht: "Die Kraft und die Stärke und gleichzeitig die Weichheit und die Liebe, die nötig sind, um diese Welt wieder zum Leben zu erwecken, wird nun von uns Frauen, von uns Architektinnen erwartet. .. Wer nur das Heil in der Frau sucht, merkt nicht, daß er den Spieß umdreht, daß er von einem Extrem ins andere fällt. Die Ursache jeglicher Umweltzerstörung liegt allein in der Zerstörung des natürlichen Gleichgewichtes: Sei es in der Luft, im Wasser oder unter der Erde, sei es bei der Verteilung der Güter unter den Völkern oder bei den Rechten unter den Geschlechtern. Es gilt also, das natürliche Gleichgewicht wiederherzustellen - ein langer, mühsamer, aber lohnender Weg für beide Seiten."

Unter der Überschrift 'Machen Frauen die bessere Architektur' - und sie sagt selbst, daß wir uns diese Frage eigentlich nicht stellen sollten, daß sie müßig sei, kann es aber nicht lassen-, beschreibt sie den Widerspruch, in dem sie sich befindet, indem sie dieses Buch gemacht hat. Provokativ gesagt: sie versucht, es den patriarchalen Kollegen recht zu machen, indem

sie sich in die Konkurrenzsituation begibt, und gleichzeitig bei den Frauen im Trend der Zeit ein Gleichverständnis zu finden.

Die Antwort auf ihre Frage ist: "Abschließend kann man nun den Extrakt aus all dem Gesagten ziehen: Kann man uns schon nicht von unserem geliebten Beruf, der Architektur, fernhalten, so hofft man doch wenigstens, uns in eine Nische außerhalb des eigentlichen Jagdreviers abschieben zu können. Man hofft also, daß wir **andere**, aber **minderbewertete** Architektur machen. .. De facto machen wir also **vergleichbare**, aber **bessere** Architektur. .. Von Natur aus machen wir sicher **andere**, aber **gleichwertige** Architektur."

In Anlehnung an Virginia Woolf frage ich: In welcher Kultur befinden wir uns, in der behauptet wird, daß wir Frauen von **Natur** aus andere Architektur machen. Mir scheint diese Theorie ein Rationalisierungsversuch zu sein für die geringeren, gesellschaftlich bedingten Möglichkeiten von Frauen, ihre Ohnmachtsgefühle und das Nicht-Anerkannt-Werden. Die Erfahrung, anders zu sein oder anders gesehen zu werden, wird hier von der gesellschaftlichen auf die natürliche Ebene verschoben und damit unveränderbar.

Von diesem Standpunkt aus können wir nur noch unser natürliches Schicksal beklagen und um Beachtung bitten. Gegen Einsamkeit hilft da gemeinsames Frauenklagen. Oder ist das eine Schutzposition, die den Qualitätsvergleich mit von Männern gemachter Architektur ausschließen soll?

Breit ausgeführt hat diese Position die römische Architekturprofessorin Paola Coppola Pignatelli in ihrem Buch 'Spazio e imaginario'⁹⁾ und in ihrem Artikel in der Bauwelt von 1979: 'Wege zu einer anderen räumlichen Logik'¹⁰⁾.

Sie stellt die Behauptung auf, daß sich Frauen und Männer in ihrem Verhältnis zum Raum unterscheiden, ein unterschiedliches Verhältnis zum Raum haben, und führt zum Beweis in ihrem Buch verschiedene Untersuchungen an (z.B. Eriksons Spielversuch mit Kindern: Die Mädchen bauen mit Bauklötzen Wohnungen, Räume, die Jungen Türme.) Obwohl sie längere Ausführungen über die Geschichte macht und beschreibt, wie die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse und Produktionsweisen die Machtverhältnisse beeinflussen, die Einflußräume von Frauen verkleinern (von öffentlichen zu privaten Räumen), bleibt sie doch bei ihrer These: Der Mann erfindet

die Geometrie, ist schon immer Jäger und Krieger gewesen, entwickelt die Technik, das logische Denken, während die Frau schon immer das tägliche Leben gestaltete. "Sie achtet die Natur und verändert diese gegebenen Möglichkeiten so wenig wie möglich" (Bauwelt). In ihrem Buch zitiert sie zum Beweis die männliche Wissenschaft von Psychologen und Verhaltensforschern - ER denkt, also bin ICH so.

Paola Coppola Pignatelli stellt Begriffspaare gegenüber, die sie als weibliche und männliche Archetypen bezeichnet, z.B.: Höhle / Wolkenkratzer; Zelt / Monument; privat / öffentlich; mehr gerichtet auf Selbsthilfe / auf Serienproduktion; sensibler für die Umwelt / für die Idee. Damit beschreibe sie nicht weibliche Architektur, bemerkt sie, nur die weiblichen Werte, die "unsere Welt technischer Zivilisation und Männlichkeit allmählich an den Rand gedrängt" habe.

Eine Passage in dem Bauwelt-Artikel von P.Coppola Pignatelli macht mich nachdenklich: Sie sagt, daß Frauen, weil sie Kinder zur Welt bringen, das Gefühl haben, in ihnen weiter zu leben, während Männer, die nie sicher sind, daß sie die Kinder gezeugt haben, sich in Gegenständen, Monumenten verewigen wollen.

Wäre das eine Erklärung für meine tägliche Erfahrung mit Kollegen-Architekten, die fast nur auf äußere Form achten, während Frauen vor allem die Benutzbarkeit im Auge haben? Nein, ich denke eher, daß Frauen sowieso den ganzen Tag an das denken, was ihnen die Zeit für wirklich kreative Tätigkeiten nimmt, z.B. wenn eine Wohnung nicht funktions-tüchtig ist, auch nicht der Stadtteil, in dem sie wohnen. Und da sie vor allem für die gute Stimmung und das Wohlfühlen gesellschaftlich für zuständig erklärt wurden, haben sie bei aller ihrer Tätigkeit auch das immer im Vorderkopf - also auch beim Entwerfen und Detaillieren von Bauten.

Für Paola Coppola-Pignatelli dagegen ist das der natürliche Ausdruck der weiblichen Geschlechtereigenschaft, denn Frauen hätten sich schon immer, seit dem Nomadentum, um das tägliche Wohl gekümmert, und die Konstruktionen des Außergewöhnlichen, also öffentliche und Monumentalbauten, wären ihnen immer fremd gewesen.

Ich denke, das ist eine Frage der Macht und des Geldes und nicht der Natur. In der Zeit der Kalifenkultur in Bagdad, Mitte des ersten Jahrtausends nach Christus, haben die Frauen an der Regierung sehr wohl Schulen und Krankenhäuser bauen

lassen, im Mittelalter wissen wir von Aufträgen für Klöster und Stiftungen.

Die Architektin Coppola-Pignatelli beschreibt es als ihr Anliegen, Frauen zu unterstützen bei der Durchsetzung ihrer Architekturauffassung, damit sie das Bewußtsein ihrer weiblichen Werte nicht unterdrücken. Die moderne Architektur sei männlich und in der Krise, die Kultur des Funktionalismus, der Geometrie und des rechten Winkels am Ende. Die *principi feminile* (S.161) sollen da helfen, dem Verlust der Identität der modernen Stadt entgegenzuwirken. Sie hält nichts von den beiden gegenwärtigen Architektur-Richtungen, "dem unkritischen Wiederholen elementarer Typologien industrialisierten Bauens und dem virtuosen Spiel einiger Intellektueller mit Zitate der Architektur". Sie fordert eine Architektur (S.165), "die den menschlichen Bedürfnissen, ökonomischen Erfordernissen und kultureller Identität entspricht", das nennt sie eine weibliche Architektur.

Dagegen schreibt Christina Türmer-Rohr in ihrem Artikel 'Wendezeit'⁽¹¹⁾, eingehend auf die massenhafte Literatur mit gemeinsamem Tenor, daß das feminine Bewußtsein, die gesellschaftliche Entwicklung zum Besseren tragen werde: "Frauen wird eine versöhnliche, eine vereinigende, wiedervereinigende Weltanschauung aufgeredet, die mit großem Geschick allen ihren Versuchen in den Rücken fällt, sich von der gemeinsamen bzw. ergänzenden Sache mit Männern loszusagen.. Es ist eine erneute Usurpation, eine erneute Beschlagnahme, In-Besitznahme, ein erneuter Zugriff und Würgegriff: mit sanfter Energie, nicht mit Gewalt. Und das in einer Situation des Patriarchats, in der Frauen die Demoralisierung des patriarchalen Mannes vielleicht deutlicher als je zuvor vor Augen geführt bekommen und zu sehen beginnen. .. Die Versöhnung soll stattfinden, gefeiert nach dem Festplan des Mannes, nach seinen Kriterien. Das kann nicht mal eine Scheinversöhnung sein. So einfach wird die Versöhnung nach dem Jahrtausendealten Krieg gegen Frauen nicht ausgehen können, auch nicht nach dem von altersher bekannten Grundrezept, die inkriminierten 'Eigenschaften' von Frauen zur angeblich menschlich höheren Qualität aufzuwerten mit dem Zweck, Frauen auf ihre alten Plätze zu verweisen und ihnen dabei noch zu vermitteln, dieser Platz sei begehrenswert für beide, Frauen wie Männer.

In diesem gegenwärtigen Patriarchat, das unser Ort ist, müssen wir uns die scharfsichtige und scharfsinnige Beobachtung dessen, was ist, und dessen, was war, abverlangen. Und dabei muß uns auffallen, daß die freundliche, beschwichtigende, bestätigende, die die-Hand-auf-den-Kopf-legende Zusicherung: "Frauen, ihr könnt bleiben, wie ihr seid!" die moderne Version der Abschaffung von Frauen darstellt, unserer sanften Eliminierung. Wenn wir so bleiben, wie wir waren und sind, wenn wir in unserer insgeheim selbstverliebten Ohnmacht verharren, dann scheint mir unsere Zukunft allerdings geklärt, dann laufen wir unserer Abtötung entgegen und unserer Assimilation mit dem sich selbst auflösenden Mann."

Frauen und Architektur, die Frage bleibt weiterhin ungelöst, frei nach Virginia Woolf gesprochen, die in dem Buch 'Ein Zimmer für sich allein', in dem es um Frauen und fiction geht, letztlich zu dem Ergebnis kommt, daß zwei Voraussetzungen allerdings klar sind, nämlich ein Zimmer für sich allein und ausreichend Geld zum Leben.

Das mit dem Zimmer für sich allein ist zwar eine noch nicht einmal in Ansätzen verfolgte Forderung für den sozialen Wohnungsbau - wir Architektinnen allerdings können uns das schon für uns besorgen. Geld verdienen wir uns auch, wenn auch meistens als Zeichenmägde. Es ist etwas anderes, was uns fehlt: eine innere Unabhängigkeit von der patriarchalen Kultur, ein selbstverständlicher Anspruch auf kreative Arbeit. Ich möchte dazu Barbara Sichtermann zitieren, aus einem Artikel in der Zeit von Oktober 1986 mit dem Titel "Schwule lusen? Noch einmal, weil's so schön war: Gibt es eine 'weibliche Ästhetik'?" Sie spricht am Anfang dieses Artikels noch einmal kurz die Argumente an, die in der Diskussion um weibliche Ästhetik wesentlich sind: 'Kunst hat kein Geschlecht, denn hört man es einer Sinfonie an?' Das Andere, das Weibliche, galt lange als das Minderwertige, frau möchte aber mit gleichem Maß gemessen werden, nach Qualität, nicht nach Geschlecht.

Allerdings ist auch bewiesen, daß in Technik und Wissenschaft, in der Sprache selbst, männliche Dominanz enthalten ist. Und daß den Frauen der Zugang zur Öffentlichkeit und Kunstproduktionsmitteln eingeschränkt ist. Die Normen für das Schöne sind von Männern geschaffen und traditionelle weibliche Werte überzeugen auch uns nicht.

Barbara Sichtermann meint, in Simmels 'Philosophie der Ge-

schlechter' einen Denkansatzpunkt gefunden zu haben: "Simmels 'Philosophie der Geschlechter' ist für unsere Frage interessant, weil sie den Unterschied zwischen einer relativen und einer absoluten Geschlechtlichkeit einführt. Damit kann man arbeiten, ja man muß es sogar, wenn man der Sache mit der 'weiblichen Ästhetik' auf die Spur kommen will. Für die Männer also gibt es nach Simmel eine gleichsam geschlechtsfreie Zone im Ich, sie sind nicht bei allem, was sie tun und lassen, von ihrer Männlichkeit abhängig, Frauen hingegen, selbst wenn wie etwas so Unverdächtiges tun wie Autofahren oder Kaffeetrinken, leben einzig aus ihrem Geschlecht."

Die Männer also, "Sofern sie als Geschlechtswesen mit Frauen umgingen, sie liebten, haßten, heirateten und sich in das Familientheater von ihnen verstricken ließen, hatten auch sie an Geschlechtlichkeit sich abzuschleppen, aber alles, was aus dieser an Lust und Last hervorquoll, ließ sich eingrenzen, kanalisieren- bzw. Liebes- oder Lotterleben hieß. Schloß der Mann die Tür zur Kemeate hinter sich, so atmete er tief durch, drückte den Hut ins Gesicht und machte sich an sein 'Sonst noch': Geschäfte, Politik, Spielereien. Und natürlich die schönen Künste." Diese freie Zone, das 'sonst noch', "scheint mir eine kulturelle Leistung von hohen Graden, und das einzige, was an ihr stört, liegt darin, daß bislang Frauen zu viele der anfallenden Kosten zu tragen hatten."

Mit beiden feministischen Positionen dagegen: 1. die bisherige Kunst ist Ausdruck patriarchaler Herrschaft und/oder 2. Frauenkunst verdanke sich den Naturpotenzen der Weiblichkeit, z.B. der Gebärfähigkeit - kämen wir nicht weiter. "Es ist die Distanz zum Geschlecht, die die ästhetische Produktion bedingt, und in der Frauen sich zu üben hätten, um im Wettstreit zu bestehen."

Es sei natürlich nicht wegzureden, so Barbara Sichtermann, daß die ästhetischen Normen patriarchalisch bestimmt sind, der Zugang zu Verlagen, Ausstellungsräumen u.ä. und die ganze Kulturpolitik dadurch festgelegt sind auf diese Ästhetik. Und trotzdem: "Auch für Frauen läge ein Stück Emanzipation darin, sich machend und anschauend an der Produktion ästhetischer Kriterien zu beteiligen, die keine fremden Zwecke hätten."¹²⁾

oweit einige Anmerkungen zu Geschichte und zur Theorie der weiblichen Ästhetik. Eine kritische Würdigung, wie man so

schön sagt, des Buches von Bruno Taut, Die Frau als Schöpferin (1924)¹³⁾, soll aus Platzgründen entfallen. Ich möchte das Buch aber zum Lesen empfehlen für die Kritik der Moderne. Meine These ist, daß Bruno Taut die Rationalisierungsdiskussion der Hausarbeit als Legitimation seines modernen Stils benutzt hat. Nur eine kleine Zitatkostprobe aus der Einleitung: "Die Frauen, an die sich in erster Linie diese Schrift wendet, mögen nun aber nicht fürchten, daß ihnen hier wieder eine der vielen Architekturtheorien und -thesen vorgesetzt wird. Es soll vielmehr eine ganz einfache schlichte Klarstellung der heutigen Wohnverhältnisse sein und das bescheidene Andeuten der Richtung, nach welcher eine Erleichterung ihres Hausfrauenloses geschehen kann. Es ist ja kein Zweifel, daß sie diese Frage am meisten angeht; denn sie sind die eigentlichen Schöpferinnen des Heimes, und alles, was an ihnen vorbeigeht, bleibt restlos verloren: "der Architekt denkt, die Hausfrau lenkt."

Überhaupt scheint es mir falsch, von der Hausarbeit ausgehend den Wohnungsbau zu kritisieren, wie es z.B. auch in dem Gutachten für die Internationale Bauausstellung 'Frauenspezifische Belange in Architektur und Stadtplanung am Beispiel der Südlichen Friedrichstadt Berlin' von Dörhöfer, Keckstein, Rabenschlag, Terlinden - drei Architektinnen und einer Stadtplanerin/Soziologin - gemacht wurde. In der Einleitung sagen die Frauen ganz deutlich, daß die Frau nicht von Natur aus Harmonie und Frieden schafft, nicht von Natur aus Hausfrau ist, sondern dies "eine gesellschaftliche geschlechtsspezifische Funktionszuweisung" sei. Unter dieser Voraussetzung kritisieren sie die Neubauten im sozialen Wohnungsbau, das Projekt "Ritterstraße Nord" und stellen daraus folgernd Forderungen auf.

Die theoretischen Voraussetzungen ihrer Arbeit benennen sie in der Einleitung so: Es gibt zwei Lebenswelten, die der Familie und die der Arbeit. "Zur Welt der Familie gehören Privatheit, Geborgenheit, Emotionalität, zur Welt der Arbeit Öffentlichkeit, Erfolgsorientierung und Durchsetzungsvermögen, Rationalität. Diese beiden unterschiedlichen Lebenswelten finden ihren baulich-räumlichen Niederschlag..."

Diese Welten werden gesellschaftlich unterschiedlich gewertet. Und gleich darauf: "Mit der Minderbeachtung von Hausarbeit geht einher, daß die Vielfalt ihrer Aufgabenbereiche, die Komplexität ihrer Anforderungen - ganz im Gegensatz zum Spezialisierungsgrad und seiner hohen Bewertung im Berufsleben

- ignoriert wird." (S.1)

Obwohl in der Untersuchung gesagt wird, daß die heutige Form der Kleinfamilien-Ehe-Hausfrau eine historisch-gesellschaftlich gewordene Lebensform ist, sehen sie in der höheren Bewertung, in der Beachtung der Hausfrauentätigkeiten, in der Verbesserung dieses Hausfrauendaseins eine architektonische Aufgabe. Bei der Kritik der Architektinnen an den Wohnungsbaunormen wird u.a. die Küche als zu klein und ohne Arbeitsfläche, ohne Sitzmöglichkeit kritisiert. Gleich anschließend heißt es dann: "Genauso ist es in den meisten Haushalten eine Selbstverständlichkeit, daß der Verwaltungsaufwand für Miete, Bank, Briefe an den Eigentümer, Handwerkerbenachrichtigungen, Haushaltsführung, notwendige Post etc. von der Frau erledigt wird. - Aber wo?" Soll, frage ich, wenigstens in der Küche die Möglichkeit sein, daß die Frau dem Mann die bürokratischen Hausarbeiten abnimmt?

Oder: Von den Interviews, die sie mit einigen Frauen gemacht haben, werden viele Klagen über die ständige Notwendigkeit zu Putzen berichtet, z.B. die vielen Glasscheiben, die empfindlichen weißen Fliesen und Küchenmöbel, der Eßbereich, der nicht in die Küche paßt usw. Mit den Frauen wird aber nicht die gesellschaftlich, und von den Ehemännern von ihnen verlangte unbezahlte Saubermacherei diskutiert, sondern es werden vor allem Klischees abgefragt, patriarchale Normen, die die Frauen internalisiert haben oder fremden Frauen zunächst nennen zu müssen glauben. Und welche Frau, die gerade mit viel Arbeit und Erwartung in eine neue Wohnung gezogen ist, wird denn auf Anhieb wirklich Kritik äußern, sie muß sich ja selbst dagegen schützen. Die der Frau zugewiesene Rolle wird nicht in Frage gestellt. Es wird nicht nach räumlichen Voraussetzungen gesucht, die den Frauen eine Abgrenzung gegenüber den Harmonisierungsansprüchen der gesamten Familie, der Gesellschaft, ermöglichen könnten.

Das zusammengefaßte Ergebnis der Untersuchung der Autorinnen lautet: "Gemeinsame Planungsziele der Entwurfsverfasser wie zusammenhängende Raumfolgen, vielfältige Raum- und Wegebeziehungen, Austauschbarkeit von Raumnutzungen, Weiträumigkeit von fließenden Raumverbindungen, Minimierung der Erschließungsflächen, direkte Zugänge zu den Gartenhöfen etc. und bautechnische Entscheidungen sowie eine erhebliche Überschreitung der Wohnungsobergrenze haben diese Wohnungsgrundrisse von den üblichen Entwurfspraktiken im sozialen Wohnungsbau entfernt. Sie geben Hausarbeit und mensch-

lichen Interaktionen mehr Möglichkeiten und Raum. Trotzdem können wir aus unserer Analyse folgende Kritikpunkte zusammenfassen: Mangelnde Kenntnis und Beachtung der vielfältigen Bedürfnisse von Haushaltsmitgliedern in unterschiedlichen Lebensphasen, insbesondere der von Hausfrauen, und nicht zu Ende gedachte einzelne Abläufe von Hausarbeitstätigkeiten sowie deren Vernetzung untereinander führen zu baulich-räumlichen Festschreibungen, die physische, geistige und psychische Hausarbeit erschweren und belasten, die Regenerationsmöglichkeit derer, die sie leisten, außer acht lassen."

Der erste Teil dieser Zusammenfassung beschreibt genau das, was diese Häuser zum Ziel haben - sie erscheinen luxuriös (ich komme noch darauf zurück), der zweite bestätigt noch einmal den meines Erachtens falschen Ansatz: auch wenn die Architektinnen zu Beginn ihrer Analyse die gesellschaftliche Gegebenheit des Hausfrauendaseins feststellen, kritisieren sie nicht die Rolle, die der Frau aufgezwungen wird, sondern fordern eine Verbesserung der baulichen Gegebenheiten, mit denen die Hausfrau konfrontiert ist, in denen sie ihre Funktion ausübt.

Bin ich nun gegen eine vernünftige Kücheneinrichtung? Nein, natürlich muß man richtig spülen können, Geschirr abstellen, Gemüse putzen, im Bad Wäsche waschen können und einen Platz zum Trocknen der Wäsche haben. Im Bad ein Fenster aufmachen können, warum ist das eigentlich bei allen Neubauten nicht mehr möglich?

Für mich ist das eine Selbstverständlichkeit, daß ein Bad, eine Küche brauchbar, benutzbar ist für diejenigen, die dort wohnen. Das kann eine platzsparende Miniküche sein, aber auch eine Wohnküche, je nach den Bedürfnissen der Bewohner. Da Männer in unserer Gesellschaft zumeist nur wissen, wie eine Wohnung zum Frühstück und zum Feierabend funktionieren sollte, oder am Sonntag, sollten wir Architektinnen nicht fordern, daß der gesamte Wohnungsbau jetzt nur noch von Frauen entworfen wird, während die Männer die technischen Zeichnungen machen dürfen? Und damit wir unser Hausfrauendasein uns nicht selbst perfektionieren, lieber nur noch 1-Küchenhäuser planen?

Über das Gebiet Rittergasse Nord, IBA Ausstellungsgebiet, gibt es eine zweite Arbeit, die Diplomarbeit von Gabriele Kramer. In dieser Arbeit werden auch die Küchen und Bäder wegen ih-

rer Unbenutzbarkeit kritisiert, aber auf einem anderen theoretischen Hintergrund und deshalb mit anderen Schlußfolgerungen.¹⁴⁾

"Bedingt durch die familialen Pflichten und die mangelnden Möglichkeiten im umliegenden Gebiet sind die Frauen aus der Ritterstraße-Nord mehr oder weniger auf den Block bzw. die hübsch gestaltete Wohnung verwiesen. Hier werden sie durch die Wohnanlage 'scheinbar' zufriedengestellt, indem sie die tagsüber auftretenden Zwischenzeiten, die frei von Arbeit sind, im Wohnzimmer oder auf dem Balkon verbringen können. Die Kinder können dabei im geschützten Hofbereich gefahrlos spielen und gleichzeitig von der Mutter im Auge behalten werden. Bedingt durch die Fassadengestaltung, die Fensteranordnungen und die Raumaufteilungen treten aber häufig in den einzelnen Wohnungen Stellflächenprobleme auf. Auch führen vorgehängte Fassadenteile oder formale Gestaltungsbalken an den zum Innenhof gelegenen Häuserfassaden - hier war laut Ausschreibungstext eine "freie Artikulation der Fassaden" gewünscht - zu einer Beeinträchtigung der Belichtungsverhältnisse. Neben diesen Nutzungsbeeinträchtigungen bleiben jedoch strukturelle Gemeinsamkeiten mit dem Wohnungsbau der 60er und 70er Jahre bestehen: Nach wie vor wird die Familie als Ausgangspunkt für den Wohnungsbau angesehen und als Lebensform nicht in Frage gestellt."

In ihrer zusammenfassenden Beurteilung der Wohnbebauung Ritterstraße-Nord sagt Gabriele Kramer:

"Trotz der Verbesserung der Wohnsituation bleiben die Frauen nach wie vor 'Gefangene' der bestehenden Verhältnisse: Abgesehen von den Sichtbeziehungen zu den anderen Wohnungen und dem Grußkontakt zum Nachbarn bzw. zur Nachbarin, leben sie nach wie vor isoliert an ihrem Arbeitsplatz, abgeschlossen vom öffentlichen Leben, auf die Familie reduziert." Obwohl 'Städtisches Leben' eine Vielzahl von Innovationen, Anregungen, Diskussionen, Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen Lebensformen, -weisen und Weltanschauungen verspricht, wird hier in der Südlichen Friedrichsstadt eine kleinstädtische Blockidylle nach bürgerlichen Wertvorstellungen produziert, in denen Frauen ähnlich wie in einem monofunktionalen Wohngelände ihrer gesellschaftlichen Teilhabe am Leben beraubt werden."

Dieser kritische Ansatz müßte weiter verfolgt werden, die Stabilisierung der bürgerlichen Familie und der für sie ge-

schaffenen Behausung mit ihrem Schein von Harmonie und gutem individuellem Leben. Die Kritik an der Form, die nur eine bestimmte Lebensführung erlaubt, wäre ein Weg, den Architektinnen bei der Kritik der Moderne wie der Postmoderne gehen müßten, während sich die Kritiker nur an der Erscheinung aufhalten - meistens auch dann, wenn sie den Funktionalismus kritisieren.

Rob Krier, Stadtplaner des Viertels Rittergasse Nord und Architekt eines Teils der Bebauung, hat meine Kritik in einem Interview in ARCH 79 bestätigt:

"Dieser Grundriss ist absolut wertlos, mit diesem zentralen Wohnraum, wenn die Familie nicht intakt ist. Das muß man wissen. Für Familien, die nicht funktionieren, die ihre Probleme nicht lösen können, kannst du das sofort vergessen. Die müssen sofort wieder ausziehen, denn an dem einen Ort in der Mitte begeben sie sich immer...Der Grundriß ist aber sicher heilsam für ein gutes Familienleben. Zur Aufrechterhaltung von normalen Anstandsregeln im Umgang mit der Familie."

Der Versuch der postmodernen Architekten, wieder Künstler zu sein wie im 19. Jhd. - sich als Individuum in einem Bauwerk zu verwirklichen als das erhabene Ziel eines Architekten zu sehen - ist die eine Seite, die andere die Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, in der sie die Herren bleiben, pater familias. Dazu dient ihnen auch die Wohnform, die sie zur Zeit bevorzugen, die Stadtvilla oder das Stadthaus. In diesem Zusammenhang ist mir ein Buch wieder in Erinnerung gekommen, das 1970 herausgegeben wurde: 'Die Villa als Herrschaftsarchitektur, Kunst als Legitimation und als Nachahmung gesellschaftlicher Praxis.'¹⁵⁾In diesem Buch wird der Historismus von Palladio bis zum 19. Jhd. untersucht.

"... Palladio ... ist ebenso retrospektiv wie progressiv, und entscheidenden Anteil an seiner epochalen Wirkung hatte sicher die Tatsache, daß sich bei ihm besonders deutlich die Tendenz zum 'Historischen' ausprägt... Die Formen, mit denen sie ihre Umwelt künstlerisch gestalten und in denen die gesellschaftlichen Verhältnisse sich anschaulich ausdrücken, finden dann nicht mehr zu einem selbstverständlichen... Stil zusammen, d.h., es sollen Herrschaftsansprüche künstlerisch artikuliert bzw. legitimiert werden, aber es fehlt die Kraft, eine eigene Herrschaftssymbolik auszuformen..."

Es wird in diesem Buch vor allem die Lebensform, die gesellschaftliche Praxis, die mit der Villa verbunden ist, analysiert."Für Alberti und Palladio¹⁶⁾war die patriarchalisch or-

ganisierte Latifundie¹⁷⁾ ein Ort 'per pascare la famiglia' (um die Familie zu werden, d.h. das Familienleben ungestört zu pflegen)..."

Aus den Interviews mit den Bewohnerinnen der Rittergasse Nord, die in der Arbeit von Gabriele Kramer abgedruckt sind, kann man die Angewiesenheit auf das Haus, den Rückzug in die Familie herauslesen, auch wenn nicht direkt danach gefragt worden ist. Mir ist allerdings der Gedanke beim Lesen dieser Untersuchung gekommen, daß die in diesen Stadtvillen lebenden Frauen durch die Architektur das Gefühl vermittelt bekommen, daß sie sich über nichts im Leben beschweren können, wenn sie in einem so wunderschönen Haus wohnen.

"Da die Gegend um den Block recht leblos und eintönig ist, konzentriert sich das Familienleben auch am Wochenende auf die Wohnanlage. Hier werden die großen Wohnzimmer, Balkons und Terrassen von der Familien zur Erholung genutzt, die Frauen jedoch beständig mit ihrer Hausarbeitsverpflichtung konfrontiert: "Als wir noch in der Lindenstraße gewohnt haben, haben wir mehr unternommen als wie wir hier wohnen. Wir sind zum Beispiel oft in den Tiergarten gefahren zum Grillen. Na, hier waren wa jetzt nicht mehr im Tiergarten, jetzt grillen wa ab und zu auf der Terrasse - von der Bequemlichkeit her. Da bin ick denn gleich in der Wohnung, wenn die Kinder Durst haben oder sonst irgend was." "Diese Gegend ist so ein bißchen tot .. Am Mehringplatz ist noch so 'ne Art Zentrum. Da sind wir oft spazierengegangen, als die Kinder klein waren. Da wußte ich, wenn ich runtergeh vom neunten Stock, dann würde ich immer jemanden treffen. Das ist so'n bißchen Kiezatmosphäre. Und da ist auch ein Treffpunkt am Mehringplatz. Da bin ich oft hingegangen, dadurch kannte ich viele Leute, mit denen ich nicht besonders befreundet war, aber man konnte da wenigstens Guten Tag sagen. Man hatte einen Kontakt..."

Die Umgebung der neuen Blöcke ist leblos, am Tage ist hier niemand zu treffen, am Abend im Dunkeln haben die Frauen Angst und bleiben lieber zu Hause. Einige von ihnen arbeiten nicht, weil es in der Nähe schwierig ist, Arbeit zu finden, weil sie die Doppelbelastung nicht einsehen und auch nicht müssen, denn die Miete hat sich verringert (in den vorher bewohnten Neubauten war der Abbau der Subvention schon ziemlich fortgeschritten). Es gibt auch einen Kinderbonus: für

eine Wohnung über 90qm sind das 0,70 DM/qm bei zwei Kindern, 1,- DM/qm bei drei Kindern.

Obwohl es in Westberlin mehr als 50% 1-Personen-Haushalte gibt und diese Zahl im Steigen ist, wurden etwa ab 1978 mehr große Wohnungen gebaut als 1-Zimmer-Wohnungen. Im Projekt Ritterstraße Nord ist das Verhältnis von Wohnungen für einen 1-Personen-Haushalt (1 1/2 oder 2 Zimmer) zu Familienwohnungen von 3 bis 6 zimmern 33 zu 113 Wohnungen, d.h.. 22,7% der Wohnungen sind für 1-Personen-Haushalte.

In den Stadtvillen an der Rauchstraße ist es ähnlich: 87 WE (1 1/2 Zi bis 2 Zi) zu 152 WE (3 Zi bis 7 Zi), also 36% der Wohnungen für 1-Pers-Haushalte. Davon sind hier 135 Wohnungen für 6 DM/qm kalt und 104 Wohnungen für 11 DM/qm kalt zu mieten.

Wenn eine Zwei-Zimmer-Wohnung 65 qm hat (und das ist im Rahmen der Normen) - welche alleinstehende Frau kann sich denn eine Wohnung für 560,- warm, geschweige denn für 900 DM leisten?

Über die Vermietung für das Projekt Ritterstraße Nord schreibt Gabriele Kramer: "Von den fünf interviewten Frauen haben allein drei Frauen für ihre Wohnung ein zinsloses Mieterdarlehen - als Teil der Wohnungsbaufinanzierung - zwischen 11.000 und 15.000 DM zahlen müssen. Das Darlehen setzt sich aus einem festen Grundbetrag von 3.000 DM und einem von der Wohnungsgröße abhängigen Betrag in Höhe von 75 DM/qm zusammen. Die Darlehensgewährung berechtigt den Mieter zum Bezug einer größeren Wohnung (ein Raum mehr), als sie ihm laut Wohnberechtigungsschein zusteht."

Aus der Analyse dieser in allen Großstädten Europas nicht anderen Situation, daß es für alleinstehende Frauen sehr schwierig ist, eine bezahlbare Wohnung zu finden, haben Mailänder Frauen von der Stadt ein Haus für alleinstehende Frauen mit und ohne Kinder gefordert. Sie haben mit viel politischem Druck ein Neubaugrundstück am Stadtrand oder wahlweise eine innerstädtische Ruine zur Verfügung gestellt bekommen. Sie haben sich für die zentrale Stadtlage entschieden, um sichtbar und präsent zu sein, und haben Geld für die Finanzierung beantragt und bekommen.

Um 1900 gibt es in den Industriestädten eine Vielzahl von Frauenwohnhäusern, aber eher aus moralischen Gründen: Mädchen, die von Lande kommend in der Fabrik arbeiteten in der

Großstadt ohne fromme Aufsicht zu lassen, das mußte verhindert werden.¹⁰⁾ Einige dieser Häuser in Berlin haben sogar den 2. Weltkrieg überstanden, eines davon hat Emilie Winkelmann gebaut: das Viktoria Studienhaus.

Frauenwohnhäuser sind die 5 von Frauen besetzten und renovierten Häuser in West-Berlin, in denen andere Lebensformen praktiziert werden.

Wir müssen über andere Wohnformen nachdenken und sie zur Realisierung vorschlagen als Gegenkonzepte zur bürgerlichen Familie. Die Forderung nach ganz vielen Zimmern für Frauen alleine ist noch längst nicht überholt.

Anmerkungen:

- 01) V.Woolf, 3 Guineen
- 02) s.a. Dokumentation über die Dinner Party in der Frankfurter Oper 1984.
- 03) The fair women, the story of the womens building, Chicago Academie, Chicago 1981
- 04) Katalog der uifa (unione internationale des femmes architectes) zur Ausstellung des Kongresses 1984 in Berlin
- 05) Cillie Rentmeister, Bauwelt 1979
- 06) Christine de Pisan, Die Stadt der Frauen, Berlin 1986
- 07) Margarete Schütte-Lihotzky, Erinnerungen aus dem Widerstand 1938-1945, Konkret-Literatur-Verlag 1985
- 08) Verena Dietrich, Ideen-Projekte-Bauten, Kohlhammer Verlag 1986
- 09) Paola Coppola Pignatelli, Spazio e imaginario, nur italienisch vorhanden.

- 10) s.a. Jos.Boys in resource book: women in design, London 1984
- 11) s.a. women architects, their work, sorella press, London 1984
- 12) Christina Türmer.Rohr, Wendezeit-Wendedenken-Wegdenken. In: Vagabundinnen, Orlanda Verlag, 1987
- 13) s.a. Marlis Gerhardt, Stimmen und Rhythmen, st 655
- 14) Bruno Taut, Die Neue Wohnung, die Frau als Schöpferin, Leipzig 1924
- 15) Gabriele Kramer: zur Diskrepanz städtebaulicher Konzepte und Lebensbedingungen von Frauen, das Beispiel Südliche Friedrichstadt, Diplomarbeit TU Berlin 1983.
- 16) Bentmann, Müller: Die Villa als Herrschaftsarchitektur, sv 1970, Syndikat 1982.
- 17) Architekten der italienischen Renaissance
- 18) Villa mit Land, das bebaut wurde.
- 19) s.a. Gabi Bemm, Barbara Seifen, Diplomarbeit TU Hannover

Barbara Rendtorff

Der gute Mensch Frau -
Zum Wesen und Unwesen von Frauen
und unserer frauenbewegten Ideologie

"Das eigensinnige Kind. Es war einmal ein Kind eigensinnig und tat nicht, was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen; und in kurzem lag es auf dem Totenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt und die Erde über es hingedeckt war, so kam auf einmal sein Ärmchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber taten, so half das nicht, und das Ärmchen kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selbst zum Grabe gehen und mit der Rute aufs Ärmchen schlagen, und wie sie das getan hatte, zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde."¹⁾

Ich bin das, was man eine alte Frauenbewegungsfrau nennt. Nicht der allerersten Stunde, aber doch der allerzweiten und also schon ein Dutzend Jahre dabei. Und da gibt es immer Zeiten, die zum Innehalten drängen, den Blick zurück zu wenden - als Bestandsaufnahme, zur Besinnung und zum Überdenken - aber auch vorwärtsgewendet, gewissermaßen: Blick zurück nach vorn.

Und so blicke ich, und bin nicht nur begeistert. Ich will einige mir entscheidend erscheinende Gedankengänge beschreiben, beim Blick zurück und bei dem nach vorn.

Ich beginne mit den Sprachregelungen, die sich bei uns mittlerweile eingebürgert haben: Frauenbewegung, frauenbewegt, frauenidentifiziert, feministisch - und mit der Bedeutung, die wir ihnen geben.

In den ersten Jahren ging es uns um die Frauenbewegung als aktive politische Kraft, die Einheit unter den Frauen schaffen, die Gleichheit betonen sollte. Die Frauen sollten sich bewegen (und taten das natürlich auch massenhaft) - je nach historischer Phase und persönlichem Standort gegen Männergewalt, gegen Verfügung über den Körper, gegen männliche Normen und Moral, gegen die Kleinfamilie, gegen den Gebärzwang. Was die Frauen einte, waren Zauberworte, wenig inhaltsvoll und doch alles bedeutend: antikapitalistisch, antipatriarchalisch, autonom. Es gab zwar jede Menge Differenzen unter den Frauen, schärfste ideologische Auseinandersetzungen, Spaltungen, Fraktionierungen, Zerwürfnisse gravierendster Art. Mit der Rede von der Gemeinsamkeit, dem Betonen der dennoch gleichartigen Betroffenheit aller Frauen durch die männliche Macht wollten wir diese Zerwürfnisse bei uns behalten - nicht einmal nur, um sie zu verbergen, sondern weil wir fanden, daß sie niemanden außer uns etwas angingen; weil wir auch dem Gegner keine Argumente liefern wollten, uns zu spalten, und vor allem, weil das unser größter Wunsch war: eine identitätsstiftende, starke und gute Bewegung mit einem einheitlichen Ziel und Gegner: der Gesellschaft, dem Staat - dem Mann.

Mit dem Mann hatten wir den Gegner fixiert, aber auch unseren eigenen Bezugspunkt festgelegt. Die Diskussionen und Veröffentlichungen der ersten Jahre drehen sich wesentlich darum, zu analysieren, wie die Enteignung der Frauen, ihre Unterdrückung, ihre Machtlosigkeit durch die Intrigen des Patriarchats (und natürlich seine Gewalttätigkeit) zustande gekommen sind. - Nicht, daß diese Analysen nicht sinnvoll und revolutionär gewesen wären, ich will hier gar nichts schlecht machen. Selbst die ganz kurzgriffigen, schrecklich tendenziösen Bücher jener Jahre, wie Belotti, Scheu o.a. haben durchaus ihren Sinn gehabt - aber der ist eben auch historisch beschränkt.

Die Männer werden in diesen Analysen zum tätigen Geschlecht stilisiert: aktiv, sich die Welt aneignend, machtvoll, gewalttätig, bestimmend: die Sieger. Die Frauen kommen als das entsprechende Gegen-Bild daher: zwischen ihre vier Wände gezwungen, abgeschnitten vom sozialen Leben, duldsam, unterdrückt, machtlos, schuldlos: die

Opfer.

Die Beziehung der Geschlechter heißt folglich: Aktivität, Unterdrückung auf der einen - Passivität, Abhängigkeit auf der anderen Seite. Bezugspunkt der Beziehung bleibt der Mann.

Und auch für den historischen Prozeß, für die Geschichte insgesamt scheinen aktiv und passiv deutlich verteilt: Die Männer, mit ihrem machtvollen Zugriff auf die Welt, schaffen 'die Verhältnisse' (ganz allgemein), mit allen dazugehörigen Deformationen wie kapitalistischer Rationalität, Produktivität und Technologie, ökologischer Zerstörung und Unterdrückung der Frauen. Diese, weil entmachtet, sind an diesen Verhältnissen schuldlos, sind nicht verantwortlich. (Wie angenehm).

Eine solche Sichtweise ist, bei allem gerechten Zorn, der sich darin Ausdruck verschafft, wenig hilfreich bzw. aktiv vermeidend. Denn wir umgehen so die Notwendigkeit, uns zu fragen, wie denn die aktive Leistung der Frauen, ihre Beteiligung an der Ausbildung dieser Verhältnisse aussah (indem wir sie defintitorisch ausschließen) und zwar auch an ihren so wortreich aufgezählten scheußlichen Seiten. Wir ziehen so die Möglichkeit gar nicht in Betracht, daß sie unter all diesen gräßlichen Bedingungen, in wie verquerer Weise auch immer, sich auch arrangiert haben, doch Befriedigungsmöglichkeiten ihrer Bedürfnisse gefunden haben - und es muß solche Aspekte von Befriedigung gegeben haben, denn die krude, schiere Unterdrückung über Jahrtausende hätte mit Notwendigkeit letztendlich zur psychischen Verelendung von Frauen und ihren Kindern führen müssen.

Vor allem aber dient eine solche Sichtweise der Bestätigung des Bekannten, der Bestätigung der Logik, gegen die wir doch selber aufgebrochen waren. Denn der Preis für die vorgestellte Schuldlosigkeit der Frau an ihrer eigenen Lage und der gesellschaftlichen Realität insgesamt ist die Vorstellung, daß tatsächlich das männliche Prinzip das alles Dominierende und tatsächlich die Frau unfähig zur Aktion und vollständig unterworfen sei. Bzw. umgekehrt: Die Vorstellung der vollständigen weiblichen Machtlosigkeit, der Unterordnung unter - und das heißt auch: der Anerkennung der männlichen Überlegenheit wird in Kauf genommen, um die Illusion der Schuldlosigkeit der Frau an der Geschichte aufrechtzuerhalten. Keine Verantwortung, keine Schuld, wir können nichts dafür, wir haben nichts damit zu tun.

Ein entscheidender Motor der Frauenbewegung war aber - und ist bis heute - das Identifikationsangebot. Und diese Modelle weiblichen Anteils an der Geschichte, diese Bilder der Schwäche, erwiesen sich doch als wenig mitreißend. So ergab sich daneben oder etwas später eine zweite Phase der feministischen Debatte, die auf der Suche nach positiven Identifikationsmodellen die weibliche Potenz und vor allem die Andersartigkeit der Frauen ins Blickfeld rückte.

Dagegen ist ja auch gar nichts einzuwenden - unseligerweise ist aber die Verfahrensweise wieder dieselbe wie vorher. Wir analysieren nunmehr nicht den Mann in seiner Siegerpose, sondern in seiner verächtlichen Abscheulichkeit, seiner Armseligkeit: mit verkümmerten Gefühlen, getrieben von Machtgier und Leistungszwang, unfähig, seine Kinder zu trösten und mit einem Freund über seine Probleme zu reden - außerdem hat er sicher gar keinen Freund, beziehungsunfähig, wie er ist.

Die Frauen entsprechend präsentieren sich wieder als Gegenbild. Ihnen eigen sei eben nicht die geschmähte Rationalität, sondern Spontaneität, Empathie, Intuition. Keine Rede mehr von Gebärzwang, die Selbstlosigkeit wird freiwillig, die gute Ur-Mutter strahlt uns allenthalben entgegen.

Es ist schon eine eigentümliche Vorstellung: die Frau hätte naturhaft positive Potenzen über die Jahrtausende heimlich in einem Schatzkästlein bewahrt, unbeschadet von der Außenwelt, und holt sie jetzt verschmitzt hervor, um sie gegen die morsche Gesellschaft einzusetzen - oder, eine andere Variante, um sie für eine separatistische Frauenwelt nutzbar zu machen und die Männer verschmoddern zu lassen.

Es wird eine Weiblichkeitsbild aus dem Hut gezaubert, das immer schon existent, immer schon bekannt ist - keine Notwendigkeit, zu fragen, zu suchen, auszugraben, zu begreifen.

Doch tatsächlich sind diese so naturhaft scheinenden Weiblichkeitsbilder selbst wieder nur Gegenbilder, der Mythos 'gute empathische Frau' das Gegenbild zum Mythos 'böser gefühlloser Mann' etc., ohne daß jedoch diese Zusammengehörigkeit selbst zum Gegenstand der Analyse wurde. Diese Beschreibung mag mittlerweile bekannt oder banal klingen - ich habe jedoch den Eindruck, daß sich hier eine interne Problematik der Frauenbewegung zeigt, die ihr (uns, als gemeinsamer politischer Be-

wegung) den Garaus machen kann, wenn wir uns nicht endlich heftig damit befassen. Denn beide Modelle erweisen sich doch als letztlich völlig ungeeignet, wirklich einen Begriff von dem zu finden, wie männlich und weiblich, Mann und Frau verstrickt sind in diese historischen Systeme von Macht haben und - haben wollen, von Machen, Machen lassen und Beteiligt-Sein, von Vorteile nutzen und dafür bezahlen etc. Und - auch das ist unübersehbar - beide Modelle dienen eben dazu, sollen wohl auch dazu dienen, gerade die Verstrickung der Frauen, ihre Beteiligung, zu verdecken statt zu erhellen.

Ich sehe vor allem zwei Probleme.
Punkt eins.

Der Konsens in der Frauenbewegung war zunächst der Kampf gegen die Männerwelt, die männliche Vorherrschaft. Mittlerweile ist dieser Konsens ersetzt durch die schiere Geschlechtszugehörigkeit - das Faktum der Geschlechtszugehörigkeit ersetzt die politischen Positionen.

Die Tatsache, Frau zu sein, der Name 'Frau' an sich, steht für einen ganz allgemeinen Dissens, der nicht weiter inhaltlich gefüllt ist. 'Ich als Frau in dieser Gesellschaft' kann sehr vieles heißen, oder eben nichts. Es drückt sich darin keinerlei definierte aktive Widerständigkeit aus - und dennoch wird diese Formel gerade dazu verwendet: zu verbinden, in diesem imaginierten Dissens, ohne weiter zu fragen, wie die, die da verbunden werden (sollen), überhaupt zueinander passen.

Die mit dem Schauerwort 'Betroffenheit' umfaßte Gleichartigkeit der sexistischen Behandlung und Beschädigung von Frauen in unserer Gesellschaft ist sicher objektiv gegeben, wird aber sicher nicht gleich oder auch nur ähnlich erfahren oder gar begriffen, und ist ganz sicher nicht in ähnlicher Weise Antrieb zum Handeln oder zur Formulierung eigener Zielvorstellungen.

Am deutlichsten wird dies wohl in der Quotierungs-Diskussion. In der oft allzu optimistischen Einschätzung der Konsequenzen, die die Einführung von Quotierungen in allen möglichen Bereichen haben würde, drückt sich der dringende Wunsch aus, Frauen mögen allein durch ihr Frau-Sein schon ganz prima - also politisch bewußt, moralisch integer, unkorrumptierbar sein. Als Wunsch ist das ja völlig ok. und verständlich - aber dann zu behaupten, es sei tatsächlich so, ich doch etwas bizarr.

Nichts, aber auch gar nichts in unserer Lebenserfahrung gibt uns Anlaß, ernsthaft anzunehmen, diese prima Frauen würden nicht in ihrer Mehrzahl letztlich nach der Logik der Institutionen, der Macht und Machtlosigkeit und der Anpassungsverfahren - wie jeder aufrechte, aber vereinzelt Sozialdemokrat oder sonstwer auch.

Die Frauenbewegung wußte übrigens schon immer um diese Problematik - auch wenn es ihr ganz gut gelungen ist, sie zu verschweigen. Vor zehn Jahren hing eines Morgens im Frauenzentrum Bockenheim ein großes Transparent: Frauen gemeinsam sind einsam - das allerdings dann ebenso still und folgenlos wieder verschwand, wie es da hingekommen war.

Wo es um die Differenzen zwischen uns Frauen ging, haben wir, denke ich, die Widersprüche schlecht ausgehalten, wenig ausgetragen. Wir haben das durch das Einbringen des ganz Privaten zu lösen versucht, haben 'oral history' mit 'oral stories' verwechselt, und die Rede von 'der Frau' i.S. von 'frauenbewußt' oder 'frauenbewegt' zu einer ziemlich leeren Sprachhülle gemacht, die so zu unserem eigenen großen Erstaunen und Empörung von allen möglichen Seiten schamlos, wie wir finden, uns enteignet wird.

Für uns selbst wird der (imaginierte) Dissens zum Fetisch, seine potentielle Kraft degeneriert zur ideologisch abgeschlossenen, gleichwohl nichtssagenden Größe - mehr noch: Daß die Geschlechtszugehörigkeit zur zentralen Kategorie gemacht und die Wesenhaftigkeit des Geschlechtswesens Frau als naturhafte Größe postuliert wird, beruht zum einen auf der Umwertung bereits kulturell (also auch wieder: männlich) geprägter Zuschreibung von Weiblichkeit, und führt darüberhinaus zu einer identifikatorischen Subsumtion unter eine ganz globale und somit auch unentrinnbare Weiblichkeitsvorstellung: statt daß wir nun befreit sind, autonom und selbstbewußt, labbert sich diese wie eine weichliche diffuse Masse um uns herum.

Punkt zwei.

Der Name 'Frau' als Dissens begriffen, bezeichnet eine negative Identität, die sich in Abhängigkeit vom abgegrenzten Gegenüber konstituiert.

Wenn die Konstitution von Weiblichkeit, von weiblicher Subjektivität, als Gegenbild bzw. in Abgrenzung von der männlichen daherkommt (auch wenn sie sich dessen nicht bewußt ist), so bedeutet das, logisch, daß diese vorgestellte weibliche

Eigenartigkeit ja gerade das männliche (Gegen)modell als eigenen Kern enthält und weiter transportiert.

Es hatte uns nicht gefallen, Weiblichkeit komplementär zum männlichen Identitätskonzept erklärt zu finden - und genauso wenig könnten uns doch Entwürfe zufriedenstellen, die dasselbe in Negation zu diesem männlichen Konzept anbieten.

Wir sind immer auf der Suche nach dem ganz Anderen, Eigentlichen Weiblichen, einer weiblichen Subjektivität oder Identität. In unseren Vorstellungen (bzw. einschlägigen Darstellungen) ist diese aber allermeist konstituiert in der Übernahme oder in der Entgegensetzung von Prozessen und Begriffen, wie wir sie aus den Analysen von Subjektkonstitution und männlichen Identitätskonzepten kennen, also Autonomie, Bindung, Empathie, Dominanz etc.

Wir sagen also: die Frauen haben ein schwächeres Über-Ich, oder stärkere Objektbindungs-fähigkeiten, sind weniger macht- oder leistungsorientiert, friedlicher und mehr der Natur verbunden in einer erhaltenden, achtsamen Weise. Vielleicht wäre es aber viel sinnvoller, noch einen Schritt zurückzutreten und das Verhältnis von Frau-Mann/Mensch-Natur/Sonne-Regen/Schmerz-Lust/Bewegung-Ruhe/Aktivität-Passivität/Stärke-Schwäche/Essen-Scheißen/Zerstören-Erhalten als im Wortsinne ambivalent, widersprüchlich, d.h. eben nicht als antagonistisch sich ausschließend oder hierarchisch geordnet, sonder als widersprüchlich verbunden in wechselseitiger Abhängigkeit und Angewiesenheit aufeinander - zur Grundlage unserer Vorstellung von Welt zu machen.

Wir müßten lernen, dem Bedürfnis nach Ordnung, nach Über- und Unterordnung, das wir selbst so kritisieren, selbst auch zu widerstehen, dem gewohnten Impuls zur Ver-Eindeutigung, nach Aufhebung der Widersprüche nicht nachzugeben, sondern gerade an der gegenseitigen Angewiesenheit der widerstreitenden Elemente aufeinander weiterzudenken.

Ich denke, daß die Bereitwilligkeit, mit der wir die eher einfachen, vereinfachenden Konstruktionen übernehmen, nicht unserer Dummheit oder Kurzsichtigkeit geschuldet ist, sondern durchaus auch einen verborgenen Sinn für uns hat.

Zum einen ist es natürlich beruhigender, die Antworten schon zu wissen, als sich ewig auf der Suche, in der Unsicherheit der Ambivalenzen zu befinden. So bewegen wir uns doch auf bekanntem Terrain.

Zum anderen haben wir so ganz raffiniert den Bogen doch

wieder zurückgeschlagen zu der vorhin schon beschriebenen Verantwortungslosigkeit der Frauen.

Die begründete sich im ersten Durchgang aus dem passiven, dem Opferstatus der Frau als Unterdrückte. Da sah die logische Kette etwa folgendermaßen aus:

Die Verhältnisse sind schlecht (das meint das gesamte Spektrum: leistungs- und verwertungsorientiert, gefühlsarm, zweckrational etc.); sie sind patriarchalisch strukturiert, sprich: von Männern gemacht, also sind die Männer schlecht. Uns aber haben sie nicht mitmachen lassen, wir konnten ja gar nichts tun, also haben wir auch nichts getan, also haben wir nichts damit zu tun. Wir sind also nicht schlecht.

Im zweiten Durchgang geht die Linie so: Diese Verhältnisse interessieren uns auch gar nicht, wir wollen ätsch bättsch gar nicht mitmachen, wir haben unsere eigene Realität ganz für uns. Früher als wir stark waren, und später, wenn wir wieder ganz viele sind - da wird sie zur allgemeinen Realität, aber uns erscheint sie jetzt schon, eine zweite schönere und bessere Welt. Macht Ihr Euren Dreck alleine.

Ist es nicht auch in gewisser Weise bequem, Opfer zu sein? Dazustehen mit hängenden Armen und zu sagen: die lassen mich ja nicht - anstatt auch selber sich betätigen zu müssen, sich die Welt anzueignen, sich zu verhalten, zu entscheiden, zu kämpfen?

Was wollen wir uns ersparen, wenn wir den Opferstatus, die unterdrückte, notwendig passive Position so sehr betonen, wovor uns vielleicht auch drücken?

Und: ist es nicht genauso bequem, zu sagen, dies ist nicht meine Welt, hier bin ich nicht zu Hause? Na prima, so brauche ich mich auch nicht um sie zu bemühen.

Ich halte allerdings auch nicht viel von der gerade in Mode kommenden Version "Frauen als Mittäterinnen". Auch hier gilt, daß die Umkehrung allein noch keine Veränderung bringt. In dem Begriff "Mit-Täterschaft" mit seiner kriminalistischen Konnotation, seiner Betonung der Schuldfrage scheint mir auch die Gefahr zu liegen, den Blick von der uns alle ja real historisch und sozial prägenden Verteilung von Macht und Gewalt zwischen den Geschlechtern nun gänzlich abzuwenden und mit dem "wir sind schuldig wie die Männer" eine (voreilige) Versöhnung der Geschlechter herbeizureden - vereint in der Schuld. Von daher würde ich die beschränkt binären Be-

griffspaare (Opfer/Täter; schuldig/unschuldig) lieber vermeiden und mit Begriffen arbeiten, die noch die Verschiedenartigkeit der Handlung und Bedingungen von Handlung mitdenken können: Beteiligung, Verstrickung etc. Doch zurück zum Thema.

Wir sehen in der Geschichte immer die Nicht-Aktivität von Frauen, weil wir erwarten, daß, wenn sie gehandelt hätten, das ganz Andere geschehen wäre, die unkriegerische, solidarische, naturverbundene Menschheitsgeschichte stattgefunden hätte. Warum zum Teufel erwarten wir das? Warum wünschen wir und behaupten es vorschnell, daß Frauen sich nicht die Hände schmutzig gemacht hätten? Vielleicht blicken wir selbst einfach nicht richtig auf die Geschichte (und natürlich auch auf die Gegenwart) und sehen nicht, was an aktivem Handeln von Frauen (einschließlich vielleicht uns selbst) da erkennbar ist.

Frauen waren und sind immer auch Komplizinnen der Männer, Komplizinnen der Herrschaft. Sie haben immer auch genommen - und war (ist) ihre Unterwerfung nicht auch ein Preis für das, was sie bekamen?

Frauen haben mit derselben männlichen Logik über 'wert' und 'unwert' menschlichen Lebens befunden - gegenüber Sklaven/innen, gegenüber Zwangsarbeiter/innen und Juden/Jüdinnen, oder auch gegenüber solchen, die gegen irgendwelche Gebote von Ehre oder Konvention verstoßen hatten. Und wurden nicht auch Frauen, die ausbrachen, die anders leben wollten, auch und gerade von anderen Frauen gehindert, gebrandmarkt, fallengelassen?

Frauen sind die vielleicht wichtigsten und nachhaltigsten Ideologieproduzenten/Ideologieträgerinnen einer Gesellschaft. Ihre Aktivität ist weniger offenkundig, selten richten, töten, zerstören sie selber. Aber auch wenn sie nicht selber in den Krieg ziehen, so bestärken und agitieren sie doch ihre Söhne und Männer im Sinne der staatstragenden Ideologien und den entsprechenden Klischees - vom Kämpfer, vom Helden, vom Sieger. Und während sie die Leichen der Gefallenen begraben, ziehen sie die nächsten Söhne groß für den nächsten Krieg. Frauen tilgen die Spuren. Sie bestellen die Felder neben den Bombenkratern, sie räumen auf, sie bauen auf und wir bewundern sie dafür.

Und ebenso wie die Spuren der Kriege tilgen Frauen auch die Spuren von Gewalttätigkeit und Sexismus ihrer Männer, ihrer

Chefs. Die Sekretärin, die dem zu Unrecht heruntergeputzten Angestellten ermutigend zuzwinkert und erstmal einen starken Kaffee braut, wird von uns noch wegen ihrer Empathie und ihrem Einfühlungsvermögen hervorgehoben. Frauen haben immer so etwas Versorgendes, Erhaltendes, sagen wir. Aber mit dem schieren Erhalten (des Lebendigen, der Gegenstände und Menschen) erhalten sie auch die als männlich geschmähte Logik, die diesen innewohnt. Erhalten, ohne zu verändern, ist nicht nur konservativ, sondern reaktionär. Es ist nicht sinnvoll, mit der glättenden Hand wie über die Tischdecke auch über die Verhältnisse zu fahren, und oftmals verhindert dies Erhaltende, Versorgende, dieses Aufräumen-Wollen eben gerade das Innehalten, das Erschrecken und Entsetzen über das, was geschehen ist und den Impuls zur Veränderung.

Ich möchte nämlich behaupten, daß die Frauen durchaus die Macht und Möglichkeiten haben - oder jedenfalls haben könnten - , genau dieses Innehalten, diese Veränderungen zu bewirken. Und zwar könnten sie wesentlich als Ergebnis daraus entstehen, daß die Frauen ihre eigenen Erfahrungen und ihr eigenes Handeln in der Reproduktionsarbeit ernst nehmen würden als politische und politikfähige verpflichtende Erfahrungen, die sie umsetzen könnten und müßten in ein bewußteres und selbstbewußteres Handeln, das anderen Maximen folgt als die Kollaboration.

Das Thema 'Hausarbeit' ist ja nicht mehr sonderlich beliebt in der feministischen Debatte. Ich denke aber, daß es ganz und gar noch nicht ausgereizt ist und will mich noch ein paar Minuten dabei aufhalten. Allerdings will ich gleich vorausschicken, daß meine These (und mehr als eine These, die sich vielleicht als falsch erweisen wird, kann ich nicht anbieten) sich ganz und gar nicht verschwistern mag mit der Müttermanifest-Position. Ich komme darauf noch zurück.

Zuallererst haben wir massive Probleme mit den Begrifflichkeiten. 'Hausarbeit' als Begriff greift zu kurz, kann das, wovon die Rede ist, nicht erfassen. 'Reproduktionsarbeit' scheint umfassender, ist interpretationsfähiger, letztlich aber auch ganz untauglich.

'Reproduktion' ist ein Begriff aus der politischen Ökonomie bzw. uns geläufig aus der Marxschen Kritik daran, und bezeichnet die Wiederherstellung der Arbeitskraft des einzelnen

Arbeiters bzw. der Arbeiterklasse **außerhalb** ihrer produktiven Konsumtion/wertschaffenden Verausgabung im Arbeitsprozeß. Heutzutage wird mit dieser strengen Unterscheidung von produktiven = wertschaffenden Arbeiten und dem unproduktiven Rest längst anders umgegangen. Und es ist sicherlich kein Zufall, daß ausgerechnet für den sog. 'Reproduktionsbereich' diese Begrifflichkeit geblieben ist - weil hier nämlich immer noch ganz traditionell unterschieden wird: produktiv, jetzt im Sinne von 'gesellschaftlich anerkannt und wichtig' ist der Bereich außerhalb des Hauses, die Berufsarbeit, während die Hausarbeit, Kinder- und Beziehungsarbeit eben wertlos ist. Dummerweise will es mir nicht gelingen, einen anderen Begriff zu finden, der passend und umfassend wäre - so bleibe ich doch immer wieder bei diesem, obgleich er wirklich irreführend ist. Es ist mir aber wichtig, darauf hinzuweisen, daß wir, wenn wir diese Begrifflichkeit beibehalten, ihren Sinngehalt immer weiter mittragen, also die Konnotation: nachgeordnet, nicht produktiv, wiederherstellend für das Eigentliche, das Leben und die Arbeit draußen, außerhalb des Hauses.

Dieser Begriff 'Hausarbeit' oder 'Reproduktionsarbeit' also umschreibt eine spezifische Arbeits- und Lebensweise von Frauen. Das umfaßt die **eigentliche Hausarbeit**, als materielle Arbeit gedacht, dazu (2) **den gesamten Komplex familiärer Beziehungen**, d.h. Pflege und Sorge um die eigenen Kinder (so weit vorhanden), den Mann, Elternfamilien etc. und **sozialer Beziehungen** (Nachbarschaft, Freunde/innen etc); dazu (3) **begleitende Arbeiten** verschiedenster Art (Mitarbeit für die Schule, Hausaufgaben, Elternabende, bzw. für Kindergarten u.ä., auch für den Ehemann: diese gewisse Mitarbeit bei sozialen Anlässen, guten Eindruck auf die Kollegen und Vorgesetzten machen; der Oma bei der Beantragung der Witwenrente helfe; der Nachbarin das Kind abnehmen etc. und (4) **den ganzen großen Bereich von Ideologieproduktion** in der Erziehung im engeren Sinne wie auch dem nicht unwesentlichen Herstellen und Aufrechterhalten sozialer Normen in den gesellschaftlichen Beziehungen.

Ich denke, daß wir in den feministischen Analysen von Hausarbeit diesen letzten Bereich nicht zufällig unterbelichtet haben, kaum gesehen oder auch heftig gelegnet.

Die Frauenbewegung hat die Hausarbeitsdiskussion vordringlich am Arbeitsbegriff festgemacht und dessen Bedeutungsumfeld, das sich ebenfalls aus der politischen Ökonomie herleitet,

grundsätzlich kritisiert. Dabei sind einige, wie ich finde, sehr spannende Charakterisierungen herausgekommen, die die spezifische Struktur von Hausarbeit beschreiben und die Position der Hausfrau darin.

In groben Zügen beschrieben erscheint Hausarbeit als eine sehr widersprüchliche Arbeit, die changiert zwischen sehr bedrückenden, quälenden und unterfordernden Aspekten, also verdummendes, geisttötendes, immer wiederkehrendes Waschen, Kochen, Putzen) und sehr komplexen, emotionalen, tendenziell überfordernden Aspekten in den sozialen Anteilen, Kindererziehung etc.

Die Tatsache, daß Hausarbeit insgesamt wesentlich als Beziehungsverhältnis stattfindet, in vielerlei Hinsicht, bleibt dabei niemals unerwähnt. Mir ist allerdings keine Literatur bekannt, die in ähnlich genauer Weise untersucht, was denn die Frauen in diesen ganzen Beziehungen hinsichtlich deren sozialer und politischer Dimension so treiben, welche Beziehung dem zukommt und was die Frauen mit diesen bedeutungsvollen Möglichkeiten anfangen - mit Ausnahme natürlich der Diskussion um die innerfamiliären Beziehungen, vor allem zu den Kindern, die sich aber ganz überwiegend auf einer psychologischen oder psychologisierenden Ebene aufhalten.

Was wir in der Hausarbeits-Diskussion immer betonen, ist das erhaltende Element als wesentlichen Inhalt der Arbeit, und Zuwendung als wesentlichen Aspekt in den Beziehungen. Dies erscheint uns positiv im Gegensatz zum zerstörerischen, hierarchisierenden Element, als welches das männliche postuliert wird.

Ich hatte vorhin gesagt, erhalten ohne zu verändern sei reaktionär - das möchte ich hier nochmal aufgreifen.

Viele von uns als positiv verbuchte weibliche Eigenschaften, also: Beharrungsvermögen, Beziehungsfähigkeit, Altruismus, Beständigkeit, haben in ihrer erhaltenden Dimension zugleich auch den Aspekt von Stagnation, Unbeweglichkeit, Festhalten am Bekannten. Irritierende, initiiierende, gleichsam weg- und vorwärtstrebende Tendenzen, das vorgefundene Feld zu verlassen - die Beweglichkeit also, sehen und betonen wir wesentlich weniger - allzu schnell versehen wir sie mit dem Etikett 'ignorant' und überlassen sie den Männern. Mit der Über-Betonung des erhaltenden Elements aber laufen wir Gefahr, selber die Frauen von aktivem Anteil an kultureller Entwicklung, von innovativem Umgang mit Technologie und Kulturtechniken definitiv abzugrenzen.

Statt des erhaltenden Elements sollten wir vielleicht viel eher das entfaltende Element weiblicher Praxis im Reproduktionsbereich betonen und herausarbeiten.

'Entfalten' verstehe ich in einem doppelten, wechselseitigen Sinn, weniger geradlinig, als z.B. der Begriff 'Entwicklung' gedacht wird. Das Handeln im Reproduktionsbereich folgt einem eigenen Prinzip bzw. läßt dieses immer wieder neu entstehen. Ein Prinzip, welches ich das weibliche nennen möchte, obgleich ich es nicht als naturhaft weiblich bezeichnen würde. Es widersteht als Prinzip (d.h., nicht als tatsächliche konkrete Praxis, sondern eben als Prinzip) der Logik von wertökonomischem, zweckrationalem, leistungsorientiertem Handeln, und erscheint statt dessen als ein Sich-in-Beziehung-Setzen zu Menschen und Dingen, wobei Ziel, konkrete Form und Ergebnis dieses Handelns von der Eigenart der einbezogenen Gegenüber maßgeblich mitbestimmt sind. Das hat zum einen eine zerstörerische, auflösende Seite. Gerade weil der Beziehungsaspekt so zentral ist, kann die Arbeit nicht als von der Hausfrau abgetrennte Tätigkeit erlebt oder verrichtet werden, sondern erscheint als mit der Hausfrau selbst untrennbar verknüpft. So wird sie selbst zum Bestandteil ihrer Arbeit, die Grenzenlosigkeit der Hausarbeit löst auch ihre eigenen Grenzen tendenziell auf.

Andererseits ermöglicht der starke Beziehungsaspekt Erfahrungen von Arbeit, von Macht und Ambivalenzen, von Beteiligungen und Konsequenzen eigenen Handelns, die quer zu allen Prinzipien der öffentlichen gesellschaftlichen Logik liegen. Kinder großziehen, soziale Beziehungen lebendig zu halten, Verantwortung für diese Beziehungen und für andere zu integrieren, folgt nicht der Logik des Verwertungsinteresses. Hier erscheint Arbeit als Beteiligung, und Macht nicht als Überordnung, sondern als widersprüchliches Verhältnis.

Diese Aspekte der Erfahrung im Reproduktionsbereich werden allerdings nicht als eigene widerständige Qualität erlebt oder verteidigt, und zwar weder von der Gesellschaft, noch von den Frauen selbst, sondern bleiben im Bereich privater Mütterlichkeit verschlossen. Sie überspringen nicht ihre Beschränktheit als Charaktermerkmal der jeweils individuellen Hausfrau.

Dabei läge hier genau die Chance, eben jenes Aufeinander-Angewiesen-Sein, die gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung miteinander - der Menschen und der Natur - zu begreifen und lebbar zu machen, wie ich es vorhin als grundsätz-

liche Vorstellung von Welt bereits ins Auge gefaßt hatte. Statt dessen geschieht ein Bruch. Die Möglichkeit, jene Aspekte von Erfahrung als entscheidend zu erleben - entscheidend für die jeweiligen Gegenüber, Gegenstände und Menschen, und für die handelnden Frauen selbst - und dieses Erleben auch zur Handlungsmaxime zu machen, wird vertan. Und das ist unser Punkt, denke ich.

Denn Hausarbeit - immer im weitgefaßten Sinn verstanden als materielle Hausarbeit, Kinderversorgung, soziale Zuwendung und Ideologieproduktion - befaßt sich doch wesentlich damit, Lebensbedingungen und Lebensweisen von Menschen und ihre gegenseitigen Beziehungen zu strukturieren: was gegessen wird und wie gegessen wird, Vorstellungen von Achtung und Moral, von Schönheit und Freiheit.

Die Basis, von der aus die Frauen handeln, sind einmal ihre eigenen soziale Normierung und ideologische Verpflichtung, zum zweiten eben die unmittelbaren Erfahrungen ihres eigenen Handelns - und diese beiden Elemente widersprechen sich zutiefst.

Sie widersprechen sich einmal ganz eklatant in Hinblick auf die ganz unterschiedlichen Systeme von Anforderung, Selbstbild, Eigenschaften und geforderten Qualitäten, in die sich die Frau einerseits als Figur 'Frau' im gesellschaftlichen Bereich, andererseits als Figur 'Mutter' im privaten Bereich eingeordnet findet: als Frau gesellschaftlich nachgeordnet und geringgeschätzt, als Mutter in zentraler Position.

Und sie widersprechen sich, wie ich vorhin beschrieben habe, hinsichtlich der Logik, der Prinzipien, die das Handeln der Frauen leiten. Die Logik der eigenen Erfahrungen und des eigenen Handelns widerspricht der gesellschaftlichen Logik 'draußen' so offensichtlich, daß klar wird, daß auch die Frauen selbst sehr wohl daran mitstricken, diesen Widerspruch zu verdecken.

Konkret heißt das: die Frauen nehmen ihre eigenen Erfahrungen nicht ernst. Sie verleugnen deren widerständige Kraft und stellen sich nicht der Chance und der Verpflichtung, diese Erfahrungen umzuwenden, politikfähig zu machen. Stellen wir uns vor, die Frauen würden sagen: das hier ist das Wichtigste, hier findet das eigentliche Leben statt, und ich bin es, die es erarbeitet, herstellt und prägt. Ich bin die Königin, wir Frauen kennen das Leben, wissen, was wichtig ist und wie Lebendigkeit sich konstituiert. Und: wir haben etwas zu sa-

gen, etwas mitzuteilen, einen Einfluß geltend zu machen. Wir wollen, daß die Erfahrungen unserer Praxis, die Prinzipien unseres Handelns allgemeine Gültigkeit bekommen, in die gesellschaftliche Praxis auch in anderen Bereichen eingehen, ja mehr noch: zu deren Grundlage werden. So handeln wir, und so erziehen wir unsere Kinder. Wir sind mächtig, und diese Macht setzen wir gesellschaftlich um.

Wenn sie das sagen würden, die Frauen (also wir), so hätten wir mit einem Mal ein aktives, selbständiges und selbstbewußtes Verständnis von Ideologieproduktion, die ihre Logik nicht aus der Kollaboration bezieht.

Dazu ein Beispiel.

Ich zum Beispiel bin, was ja nicht ungewöhnlich ist, ziemlich ängstlich, bei Nacht auf der Straße und in den üblichen Situationen, wo uns der Vergewaltiger an der Straßenecke immer gegenwärtig ist.

Nun ist es zwar etwas ziemlich verschiedenes, vergewaltigt oder z.B. von irgendeinem Idioten überfahren zu werden - gleichwohl ist die Wahrscheinlichkeit, einen Unfall zu bauen, statistisch sicher viel größer als die, auf der Straße überfallen und vergewaltigt zu werden. Überhaupt gibt es eine Menge Dinge, die zu tun, mit einem gewissen Risiko behaftet ist - ohne daß uns das in auch nur annähernd ähnlicher Weise bewußt wäre.

Die Furcht vor Vergewaltigung ist uns gegenwärtig als Erwartung unserer Verletzung und Beschädigung als Frau. Und diese erwarten wir, weil wir ihre Grundlage, die Minderbewertung von Frauen, mit Selbstverständlichkeit voraussetzen. Wir reflektieren das nicht, es überrascht uns nicht, es ist nur normal, damit zu rechnen, entwertet und ohne Achtung behandelt zu werden.

Wir haben diese selbstverständliche Erwartung der Beschädigung ja nicht nur aus eigenen schlechten Erfahrungen, sondern auch von unseren Müttern gelernt - gut gelernt. Aber was sie uns nicht gelehrt haben, ist die ebenso selbstverständliche Empörung über Übergriffe und Belästigungen jedweder Art, also im Brustton der Überzeugung zu sagen: was fällt Ihnen denn ein, wie wir es etwa zu einem Taschendieb sagen würden. Dessen Übergriff würden wir mit Selbstverständlichkeit und lautstark von uns weisen - und könnten uns der sympathisierenden Teilnahme aller übrigen Passanten sicher sein.

Bei Belästigungen oder Vergewaltigung sieht die Sache bekanntlich sehr anders aus. Passantinnen und Passanten schauen peinlich berührt zur Seite, ihnen geht es ja genauso wie uns selbst: die Entwertung des Weiblichen gehört für sie selbstverständlich zum Repertoire.

Was ist hier aus der ganz besonderen Erfahrung von Macht und Verlässlichkeit von Beziehung aus der frühen Zeit mit der Mutter geworden? Wieso greift sie hier nicht, ganz im Gegenteil: macht sich nutzbar im gegensätzlichen Interesse? Ich will jetzt keineswegs alle Schuld den Müttern zuschieben, wenn es um die Frage geht, wie denn nun aus Kindern diese beschädigten Frauen und diese abscheulichen Männer werden. Doch es gibt diese Seite eben auch, Frauen sind in vielerlei Hinsicht und gerade im Reproduktionsbereich die zentrale Figur - auch wenn sie weder von sich, noch von sonst jemandem dafür gehalten werden. Und wo passiert dann der Bruch, wo ist der Umschlag. Ist im Zustand der frühen Mutter-Kind-Beziehung der Junge schon wesensmäßig der potentielle Vergewaltiger? Wenn ja - o.k., dann brauchen wir nicht mehr weiterzureden. Wenn nein - was passiert mit ihm, hat er doch dasselbe erfahren wie die Tochter auch. Oder eben nicht? Ist es der Punkt, daß die Mutter ihn ungeschützt in die Männerwelt hinausschickt? Dann frage ich mich, warum macht sie das, muß sie es doch besser wissen. Oder hat sie ihn von Anfang an eben nicht ernst genommen in seiner Eigenart als Kind, ihm Zuschreibungen aufgedrückt vom Sieger, vom Helden, vom Herrscher. Und die Tochter, hat sie die ernst genommen als selbstbewußtes, starkes, widerspenstiges Kind - oder sie mit den entsprechenden Zuschreibungen versehen: daß in den Beziehungen immer die anderen wichtiger sind als sie, und daß sie zusehen soll, daß sie unter die Haube kommt.

Frauen sind in all diesen Prozessen, im aktiven Handeln, von dem dieses Beispiel nur ein kleiner Ausschnitt ist, auch verantwortlich - und ich meine nicht in erster Linie: verantwortlich gegenüber den anderen, mit denen sie da umgehen, sondern: sie haben die Verantwortung für sich selbst, für die Wichtigkeit und den Bestand ihrer eigenen Erfahrungen.

Bis hierher bin ich mir mit meiner These einig - aber hier wird auch ihr großes Manko sichtbar, das ich Euch (Zuhörerinnen bzw. Leserinnen) rüberschieben möchte zur weiteren

Diskussion.

Denn was ich bisher gesagt habe, läßt offen, wie ein kollektiver Verständigungs- und gemeinsamer Veränderungsprozeß unter den Frauen aussehen könnte - da der einigende Gegner fehlt, an dem sich abzuarbeiten auch die Bezugspunkte setzt. Hier sind wir selbst die 'Gegnerin', die wir verändern möchten - und es sieht sehr danach aus, als seien hier ganz individuelle Lösungen, individuelle Lern- und Veränderungsprozesse gefordert. Das wäre natürlich fatal.

Eine Kollektivierung (als politische Bewegung), die am Merkmal 'Mutter-Sein' ansetzt, halte ich aber auch für katastrophisch. Sie schafft eine neue Geschlechteraufteilung: Mütter auf der einen, Frauen ohne Kinder und Männer auf der gegnerischen Seite. Oder setzt jedenfalls die Mütter als ein neues drittes Geschlecht. Das trennt die Frauen völlig überflüssigerweise zum gänzlich unpassenden Zeitpunkt. Wie verhält sich denn 'Frau' zu 'Mutter'? (schließlich ist 'Mutter' keine naturhafte Geschlechtsbeschreibung, wenn es auch ein großer sozialer Unterschied ist, Kinder zu haben oder eben nicht). Ist 'Mutter' eine Variable von 'Frau'? (dann ist 'Frau' der Bezugspunkt). Oder ist 'Frau' eine Variable von 'Mutter' (wie es aus dem Müttermanifest klingt) - dann ist 'Mutter' der Bezugspunkt und 'Frau' die unvollständige, minderwertige Abweichung (die Geschichte kennen wir schon). Dieser Weg führt ganz bestimmt in eine Sackgasse.

Dazu kommt, daß dieser Ansatz jeder politischen Offensivität entbehrt - wenn Veränderung nur gedacht wird als bessere materielle Absicherung und Versorgung, wird die Möglichkeit struktureller politischer Veränderung verschenkt.

Das bringt uns also auch nicht weiter.

Ich kann mir den Veränderungsprozeß vorläufig nur so vorstellen, daß wir diesen Aspekt zum Gegenstand machen z.B. in unseren Kursen und Diskussionen hier in der Frauenschule und noch einmal die Diskussion aufnehmen um feministische Utopien von Lebensweisen von Frauen, von gesellschaftlicher Organisation und Aufteilung von Arbeit, von politischem Handeln.

Dr. Ellen Reinke

Psychoanalytische und sozialstrukturelle Überlegungen zum Abwehrmodus der "altruistischen Abtretung": Minni Tipp und Anna Freud gewidmet.

Anmerkungen:

- 1) Das kürzeste Märchen in: Kinder- und Hausmärchen, Jacob und Wilhelm Grimm, München 1949, S. 564, Nr. 117. Zitiert bei: Alexander Kluge, Die Patriotin, Ffm. 1979, S. 37.

I. Einleitung

Mein Vortrag heute ist den beiden Frauenfiguren Minni Tipp und Anna Freud gewidmet. Beide verbindet die Erfindung der Schreibmaschine, auf englisch typewriter, und deshalb wird viel von der Schreibmaschine die Rede sein.

Auch dieser Vortrag wäre ohne die Geschichte, die mich selbst mit der Schreibmaschine verbindet, nicht zustande gekommen. Genauer gesagt, er wäre auch nicht ohne die allfällige Ablöserin der Schreibmaschine zustande gekommen, welcher nun allerdings sogar in der deutschen Sprache die weibliche grammatische Form verlorengegangen ist: das Textverarbeitungssystem. Von diesem, und auch von meinem Verhältnis zu diesem, wird deshalb auch noch zu sprechen sein.

Minni Tipp brauche ich nicht vorzustellen. Sie ist die uns Frauen repräsentierende Schreibmaschinistin. Die Frau also, die mit Erfindung der Schreibmaschine aus den Fabriken und dem Haushalt ausbrach und in die bis dato rein männliche Domäne der "Gutenberg-Galaxis"¹⁾ einbrach.

Anna Freud kennen Sie natürlich auch. Ich weiß nicht, ob Sie sie eher als jüngste Tochter von Sigmund Freud bezeichnen, oder ob Sie sagen würden, Anna Freud war die erste Psycho-Wissenschaftlerin, die sich total ihrem Beruf verschrieben hatte. Anna Freud ist 1971 bei einer Umfrage aus 109 weiblichen und männlichen Kollegen als die hervorragendste Psychoanalytikerin benannt worden²⁾. Helene Deutsch, die nächste Frau, die bei dieser Umfrage benannt wurde, bekam nicht einmal ein Zehntel so viel Stimmen und rangiert insgesamt am 21. Platz. Lou Andreas-Salome, Karen Horney,

Melanie Klein, Margarete Mahler, Edith Jacobson und alle anderen hervorragenden Psychoanalytikerinnen rangierten gar nicht unter ferner liefen. Deshalb will ich Anna Freud hier als die Psychoanalytikerin und Psycho-Wissenschaftlerin schlechthin vorstellen, als unsere Repräsentantin wie Minni Tipp für die universelle Steno- und heutige Datentypistin.

Minni Tipp und Anna Freud sind beruflich autonome Frauen. Sie repräsentieren nicht nur einen großen Anteil der berufstätigen Frauen überhaupt, sie sind mir aufgrund meiner eigenen Berufsbiografie am nächsten, und stehen auch deshalb im Mittelpunkt meiner Überlegungen.

Aber was hat berufliche Autonomie mit weiblicher Emanzipation zu tun? Der Frage nach diesem Verhältnis möchte ich etwas nachgehen. Kann man sagen: keine weibliche Emanzipation ohne berufliche Autonomie? Ist die berufliche Autonomie eine hinreichende, oder auch nur eine notwendige Bedingung weiblicher Emanzipation? Zwei Aspekte scheinen mir bei solchen Überlegungen wichtig zu sein:

- erstens, wie hat sich der Berufsalltag von Frauen wie Minni Tipp und Anna Freud in den letzten, sagen wir, 80 Jahren unter den gegebenen soziologischen Bedingungen überhaupt gestaltet?

- und zweitens, welche inneren, psychischen Entwicklungen lassen sich bei uns Frauen erkennen, wenn wir ihnen mit der Methode der Psychoanalyse nachspüren, wie ich das in meiner Praxis mit meinen Patientinnen tue.

Im ersten, dem sozialstrukturell orientierten Teil meines Vortrags wird es folglich eher phänomenologisches Material sein, welches ich Ihnen anbiete, gewonnen mit dem, was die Soziologen die "biografische Methode" nennen.

Im zweiten Teil, dem psychoanalytischen, werde ich versuchen, Ihnen einen Einblick in besonders häufige psychische Entwicklungstendenzen zu geben, von denen ich annehme, daß sie der psychische Niederschlag dieser mehr soziologischen Bedingungen in Verbindung mit der primären Sozialisation meiner Patientinnen sind. Die Fallbeispiele stammen aus der Literatur, sowie aus meiner Biografie oder aus der meiner Patientinnen, aber ich glaube nicht, daß sie in irgend einer

Weise exzentrisch sind, sondern daß sie sehr viel Ähnlichkeiten haben mit den lebensgeschichtlichen Entwicklungen von ungezählten anderen Minni Tipps oder Anna Freunds. Sie dürfen sich also nicht wundern, wenn Sie etwas von Ihren eigenen Erfahrungen darin wiederfinden.

II. Die Erfindung der Schreibmaschine als Geburtsstunde von Minni Tipp und Anna Freud.

1. Minni Tipp: office girl, politische Aktivistin, Studentin

Maschinen, wohin man blickt, und diese Maschinen haben durch ihre zunehmende Existenz das Geschlechterverhältnis radikaler verändert, als dies auf den ersten Blick vermutet werden könnte: Die Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau veränderte sich, Frauen strebten in die maschinisierte Arbeitswelt und eroberten sich Bereiche, die bis dato als rein männlich gegolten hatten.

Ein solcher Bereich ist die Gutenberg-Galaxis. So nennt Kittler den gesamten Zusammenhang der Textproduktion, von der Idee des Autors, über das Schreiben mit der Feder, für das er entweder eigene Energie aufbringen mußte, oder wenn arriviert, einen Sekretär einsetzen konnte. Darauf folgte die Textbeurteilung und -betreuung durch den Verleger, die Aufbereitung des Textes für den Druck durch Redakteure und Hersteller. Die Erstellung der Druckvorlage durch den Schriftsetzer, die Einrichtung und Überwachung des Druckes durch den Drucker, die Fertigstellung des Werkes durch den Buchbinder, und schließlich und endlich, der Vertrieb des Werkes durch den Verleger und Händler. Dann, aber erst dann, gelangte das Buch an den Leserkreis, der ebenfalls aus männlichen Mitgliedern bestand. Ein paar höhere Töchter oder hochgestellte Gattinnen, ein paar gebildete Klosterfrauen mögen als Textproduzentinnen und -konsumentinnen immer darunter gewesen sein, eher die Regel durch ihre ausnahmsweise Teilnahme bestätigend, als sie infragestellend.

Das alles änderte sich gründlich durch die Industrialisierung, die für ihre Zwecke auf die allgemeine Alphabetisierung der Frauen nicht verzichten wollte. Sah man voraus, daß hier wohlfeile Arbeitskraft brach lag? Die Alphabetisierung jedenfalls brachte den ersten Einbruch der Frauen in die Gutenberg-Galaxis, wenn auch zunächst als Textkonsumentinnen.

Die Erfindung einer ganz bestimmten Maschine erst, nämlich der Schreibmaschine, verschaffte uns Frauen den Zugang zur Produzentenseite. Töchter von Dichtern, Schriftstellern, Wissenschaftlern, Politikern, auch manche Gattinnen, begriffen schnell die Chance, die ihnen das Auftauchen der Schreibmaschine bot. Schneller jedenfalls als die Herren Sekretäre, die sich beharrlich weigerten, ihre Griffel aus der Hand zu geben und sich dem Tastenwirrwarr des typewriters, des Typenschreibers, auszuliefern. Dieser Typenschreiber zerlegte die flüssige Schrift des Sekretärs in einzelne Typen, von denen jede einzeln angeschlagen werden mußte, jede für sich ein uniformes Aussehen hatte, welches die Schriftcharakteristik des Sekretärs vernichtete. Jede Type als einzelne war sinnlos, d.h., daß auch der Schreiber sich des Sinns des Geschriebenen nicht zu versichern brauchte. Er brauchte lediglich Buchstaben für Buchstaben, Zeichen für Zeichen, reproduzieren. An die Stelle des Sinnesverständnisses, ohne den ein Eckermann für einen Goethe unbrauchbar gewesen wäre, trat als Qualifikationsmerkmal des Typewriters Sauberkeit, Schnelligkeit und die Bereitschaft, den Text eben so zu reproduzieren, wie der Autor ihn produziert hatte.

Ist es eine zu kühne Annahme, daß sich die Herren Sekretäre dieser Entleerung von Sinn, dieser Abqualifikation von Sekretär zum Abschreiber widersetzen? Wie auch immer, wir Frauen, zunächst als Töchter und Gattinnen, strömten in das entstehende Vakuum. Wir bemächtigten uns des neuen Medium, der Schreibmaschine, und bis zu den dreißiger Jahren war es so weit, daß man den männlichen Typewriter mit der Lupe suchen konnte. Und zwar nicht nur in den USA, wo bis 1930 diese Umwälzung nahezu abgeschlossen war: 95,6 % aller Typewriter waren Frauen⁹⁾. Typewriter wurde zum wörtlichen Synonym für die Maschine, die es erlaubte, Typen zu Papier zu bringen, und für die Frauen, die diese Maschinen bedienten. Ähnlich wie die Bandarbeiterinnen saßen sie in den Maschinensälen, hübsch militärisch geordnet, und produzierten, nein reproduzierten Texte auf der Schreibmaschine.

Die Töchter und Gattinnen befanden sich seit langem in der Minderzahl. Dieses persönliche Verhältnis, welches es gestattet hatte, sich mit dem Sinn und Inhalt des Abgeschriebenen noch in gewisser Weise verbunden zu fühlen, wurde im Marx'schen Sinne freigesetzt: zwischen Textproduzent und Typewriter bestand prinzipiell eine sachliche Beziehung, nämlich die zwi-

schen Chef und Abhängiger. Damit war die Reproduktion von Text für die Frauen als Typewriter zunächst einmal von jedem Sinn völlig entleert. Minni Tipp in Reinkultur war geboren.

Minni Tipp, Heldin zahlreicher Hollywood-Filme, war, wenn sie ein office girl der ersten Generation war, in der Regel aus kleinbürgerlichem Haus. Mutter machte den Haushalt, Vater verdiente das Geld. Immerhin mußte schon so viel Interesse an Minni Tipps Ausbildung bestanden haben, daß sie die Kunst erlernte, die Maschine mit den Typen zu bedienen. Sauberkeit, Schnelligkeit und Anpassungsvermögen brauchte Minni ebenfalls. Wenn ich über Minni Tipps Mutter spekulieren darf, so war sie in der Regel die unzufriedene Frau eines mittelmäßig qualifizierten und ebenso mittelmäßig erfolgreichen Mannes, irgendeines mittleren Rädchens eben in der Industrie oder der Verwaltung. Vielleicht war sie es, die Minni die Bedeutung einer Ausbildung vor Augen führte, damit diese nicht, wie sie, in einer billigen Wohnung in einem billigen Vorort versauern sollte. Minni sollte es einmal besser haben, statt von so einem mittleren Rädchen abhängig zu bleiben, wie es ihr Vater war.

Minnis Schicksal war es allerdings in der Regel, daß sie, in einer Reihe mit anderen Minnis sitzend, abhängig von irgendeinem Schreibsaalhengst, von 8 bis 5 den Lärm ihres typewriter in den Ohren, billige Texte abschrieb. Den Sinn, den sie nicht in den Texten finden konnte, schien sie im Einsatz für 'ihren' Sachbearbeiter, für 'ihren' Chef zu finden. Nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, ihn zu enttäuschen, wenn er für seinen Chef bis zum nächsten Morgen einen Auftrag zu bewältigen hatte. Minni machte Überstunden, Minni machte Nachtschichten. Minni beklagte sich nicht, was aber nicht heißt, daß sie sich nicht etwas anderes erträumte. In den erwähnten Hollywood-Filmen, die sie am Abend besuchte, erfahren wir, was: Den Ausbruch aus der Anonymität der Schreibsäle. Dieser geschieht in der Regel so, daß Minni durch Fleiß, Sauberkeit, aber auch Schläue, sich von der Menge unterscheidet, dem Generaldirektor auffällt, und schließlich seine Gattin wird. Ein American Dream, wie sein Pendant, in dem Billi Budd vom Tellerwäscher zum Millionär wird. Solche Errettungen sollen in der Tat vorgekommen sein, sie waren aber sicher noch nicht einmal so häufig, wie heute ein Lottogewinn: nämlich einmal in der Woche. Ansonsten blieb Minni sitzen und schrieb ab.

Aber bisweilen nicht nur im Büro.

Abends hatte Minni in der Regel einen Freud, the unavoidable boyfriend. Manche Minni ging mit ihrem boyfriend jedoch nicht nur ins Hollywood-Kino, sondern auch in Versammlungen, zumal politische Versammlungen. Möglicherweise nicht nur, weil der boyfriend gewerkschaftlich engagiert war. Und dort ergab sich ebenfalls Gelegenheit zum Tippen. Minni Tipp tippte die Flugblätter, sie tippte die Rundbriefe, sie tippte schließlich die Manuskripte. Waren es Terminarbeiten, so tippte sie die ganze Nacht, sauber und schnell.

Nebenan rauchten die boyfriends und redeten sich die Köpfe heiß, bis Minni des Morgens müde, aber glücklich lächelnd das fertig abgetippte Manuskript präsentierte. Wunderbar. Manchmal waren allerdings die Freunde so heiß am politisieren, daß sie gar nicht dazu kamen, die Texte selbst zu schreiben. Minni protokollierte Diskussionen, Minni entwarf Texte, und reichte sie mit klopfendem Herzen dem boyfriend. Der war gerührt, machte ein paar Anmerkungen, ließ Minni alles abtippen und legte den Kollegen dann einen Text vor, zu dem Minni, nach seinen Worten, ein paar Anregungen gegeben hat. Bravo, Minni.

Manche Minni hingegen ging in die Abendschule, oder sie hatte wenigstens einen boyfriend, der in die Abendschule ging. In jedem Fall gab es wieder etwas zu tippen. Selbstverständlich tippte Minni nicht nur ihre eigenen Referate und Arbeiten, sondern auch die ihres boyfriend, der ja, der arme Kerl, des typewriters nicht mächtig, sonst unzumutbar unter dieser Arbeit gelitten hätte. Minni hat ein zu gutes Herz, um so etwas zuzulassen.

Mitunter schaffte es Minni Tipp, zur Universität zu kommen. Natürlich nicht nur über die Abendschule, sondern auch als höhere Tochter konnte sie das schaffen, aber von den höheren Töchtern will ich erst wieder im nächsten Abschnitt sprechen. Nun also war Minni an der Reihe, Texte zu produzieren. Wie sie neben allem anderen es geschafft haben mag, die Abendschule abzuschließen, das muß offen bleiben. Zu tippen gab es auch an der Universität genügend, und wiederum nicht nur das, was Minni selbst produziert hatte. Nach dem selben Muster, das wir bereits aus der erwähnten Gewerkschaftsgruppe kennen, stellte Minni sich als typewriter in den Dienst von

Kommilitonen, Freunden, Chefs. Von der früher geschilderten Lohnschreiberin, dem office girl, das von 8 - 5 tippte und dann ins Kino ging, unterschied sich das Tippen der akademischen Minni gewaltig. Sie ging nicht ins Kino, denn sie tippte nächtens die Seminar- und Examensarbeiten. Beim boyfriend gegen Anerkennung, bei weniger engen Verhältnissen für 2 Mark die Seite. Dies allerdings schon mit schlechtem Gewissen, denn Minni überlegte immer, ob denn derjenige diese Zahlung auch zugemutet bekommen könne. Die akademische Minni erklärte sich auch nicht nur fürs Tippen für zuständig. Sie erklärte sich ebenso zuständig für die inhaltliche, stilistische und gestalterische Verbesserung der Texte. Sie schrieb Fehler nicht etwa ab, sondern machte darauf aufmerksam. Und sie sorgte dafür, schließlich und endlich, daß der Auftraggeber Texte termingerecht herstellte. Das wollte oft nicht klappen, so daß Minni sich gezwungen sah, zahlreiche Nachtschichten einzulegen, damit ihr Auftraggeber den Abgabetermin einhalten konnte. Kurz, die akademische Minni fühlte sich für alles verantwortlich. Es schien ihr oberstes Anliegen zu sein, ihre Tippfähigkeiten in den Dienst anderer zu stellen, woneben sie selbstverständlich, und ohne zu viel Aufhebens zu machen, ihre eigenen Texte tippte und ihr Studium ordentlich abschloß. In der Regel ohne Termindruck, ohne Nacharbeit und ohne Nervenkrisen, was von anderen bisweilen als eine Art Perversion betrachtet wurde.

Bisweilen machte sich Minni Tipp darüber Gedanken, wie es eigentlich kommt, daß sie als office girl, als politische Aktivistin, als Studentin, als was auch immer, so eifrig für andere tippte. Hier kam Minni Tipp fürs erste nicht weiter, weshalb ich mich nun doch Anna Freud zuwenden muß, von der vielleicht Aufschluß zu bekommen ist.

2. Anna Freud, Tochter und Wissenschaftlerin

Ich komme nun zu Anna Freud und wechsele damit die Ebene meiner Darstellung. Von der soziostrukturellen Biografie der Minni Tipp bringt mich das zur psychodynamischen Rekonstruktion, zu einer Fallgeschichte. Im Gegensatz zu den Fallgeschichten meiner Patienten, steht mir hierfür nur das Material zur Verfügung, das von Sigmund Freud, Anna Freud selbst, sowie einigen anderen Psychoanalytikern veröffentlicht

wurde. D.h., es fehlt mir die Möglichkeit, anhand meiner Gegenübertragungsgefühle mich zwischen verschiedenen Deutungshypothesen zu entscheiden und zu erfahren, wie diese auf die Analysandin gewirkt hätten. Insofern ist dies keine echte, psychoanalytische Fallgeschichte, sondern eine psychodynamische Rekonstruktion, die ich unter einer bestimmten Deutehypothese vornehme. So wird aus 'der' Anna Freud die Frauenfigur Anna Freud, auf die es mir hier auch nur ankommt. Ich suche nicht nach einer sog. 'historischen Wahrheit' über Anna Freud selbst. Ich benutze sie sozusagen unter dem Erkenntnisinteresse, einen Zusammenhang zwischen individueller Frauenbiografie und Berufsbiografie zu zeigen. Dabei wird ein Begriff eingeführt werden, den Anna Freud zur Verfügung stellte: der Begriff der 'altruistischen Abtretung', mit dem sie einen Teil des Bedürfnisses, sich selbst in den Dienst des Wohlergehens von anderen zu stellen, als eine Ichschränkung zum Zwecke der Konfliktvermeidung bezeichnet.

Die jüngste Tochter der Familie Freud wurde 1895 in Wien in einen großbürgerlichen Haushalt hineingeboren, in dem nichts von der Enge und dem Mangel unserer angenommenen, kleinbürgerlichen Minni Tipp zu spüren war. Jüngstes von 6 Kindern (Mathilde 1887, Jean Martin 1889, Oliver 1891, Ernst 1892, Sophie 1893 geboren), wuchs sie umgeben von Eltern, Geschwistern, Tante, Bediensteten und Bildungsbürgern im besten Sinne auf. Sie erhielt den Namen Anna, was nicht bedeutungslos ist, denn Freud hatte alle seine Kinder im Andenken an teure Personen benannt: "Ihre Namen machen die Kinder zu 'Revenants'."⁴ Während man bei den anderen Kindern Freunds diesen Zusammenhang ziemlich gut belegen kann, bleibt man bei Anna auf Spekulation verwiesen. Wurde sie nach Anna O. benannt, dem Pseudonym der Berta von Pappenheim, oder nach Sigmund Freunds jüngerer Schwester Anna, die ihn im Alter von 2 1/2 Jahren durch ihre Geburt aus dem Zentrum des Interesses der Mutter verdrängte, das er bis dahin genossen hatte? Mit seiner Schwester Anna verband Freud wohl nie ein so herzliches Verhältnis, daß er sie, wie die anderen Paten seiner Kinder, so ausgewählt haben sollte. Aber vielleicht ist ja gerade hierin ein Zusammenhang zu sehen, daß Freud eine eigene Tochter Anna nannte, eben so, wie das Schwesterchen, dessen Auftauchen er ehemals hinnehmen mußte.

Im Gegensatz zur weitverbreiteten Meinung war Anna Freud nicht die Lieblingstochter ihres Vaters. Dies war ganz eindeutig die hübsche und zarte Sophie, die den Vater mit ihrer Weiblichkeit zu bezaubern, und mit ihrer Zartheit zur besorgten Verwöhnung veranlassen konnte. Die drei Jahre jüngere Anna stand auf diesem Gebiet ganz auf verlorenem Posten, was jedoch nicht heißt, daß sie leicht aufgab und nicht versuchte, der älteren Schwester diesen Platz streitig zu machen. Diese Annahme mache ich u.a. aufgrund einer ausführlichen Falldarstellung, die Anna Freud in "Das Ich und die Abwehrmechanismen"⁵ gegeben hat, und die im Zusammenhang mit ihrer Biografie durchaus als autobiografisch identifiziert werden kann. Aus dieser Falldarstellung zitiere ich:

"Als Dreizehnjährige zum Beispiel verliebt sie sich heimlich in einen Freund der älteren Schwester, die in alten Zeiten ihr besonderes Eifersuchsobjekt war. Sie zweifelt, ob nicht auch er sie gelegentlich der Schwester vorzieht. Bei einer solchen Gelegenheit wird sie, wie schon so oft, zurückgesetzt ..."⁶

Wie das Mädchen in der Fallgeschichte, so hat es Anna Freud schließlich aufgegeben, auf dem Gebiet von Weiblichkeit und Zartheit mit der älteren Schwester um die Zuneigung des Vaters zu konkurrieren. Sie entdeckte eine andere Möglichkeit, die Aufmerksamkeit und Zuwendung des Vaters zu gewinnen, welche nur ihr, nicht aber der Schwester zugänglich war: In zahlreichen Dokumenten äußert sich Freud seit ihrem 2. Lebensjahr begeistert über ihre Sprachbegabung, vor allem ihrem Sprachwitz. Er wird nicht müde, seinen vielen Briefpartnern immer neue tolle Aussprüche von Annerl mitzuteilen, die diese sprachliche Begabung und Frühreife unter Beweis stellen. Ebenso begeistert zeigt er sich von ihrer Robustheit und ihrer Schlimmheit, ihrem Vorwitz und ihrer Lebhaftigkeit. "Annerl wird geradezu schön vor Schlimmheit", teilt er mit. Annerl jedenfalls machte früh und reichlich Gebrauch von dieser Chance, wenn sie auch, wie ich annehme, es bis zum Alter von 13 Jahren nicht aufgegeben hat, noch weiter mit ihrer Schwester um die Beliebtheit beim Vater zu konkurrieren. Zu diesem Zeitpunkt tritt sie der Schwester das Gebiet "Weiblichkeit und Zartheit" gänzlich ab und verlegt sich nun darauf, dafür zu sorgen, daß diese gefällt. Sie selbst konzentriert sich auf die Schule und beginnt, sich betont schlicht und unauffällig herzurichten - eben so, wie wir es später von allen Bildern der Anna Freud kennen.

Anna Freud konzentriert sich auf die Entwicklung ihrer großen kognitiven und intellektuellen Fähigkeiten, für die sie in der Umgebung ihres Elternhauses reichlich Gelegenheit findet. Sie interessiert sich mehr für die Besucher des Vaters als für ihre Gleichaltrigen. Der Vater beachtet diese Entwicklung mit Interesse, aber eigentlich noch ohne Anteilnahme. Er betont, daß er sich in die Entwicklung keines seiner Kinder behindernd eingemischt habe, dies auch bei Annas intellektuellen Interessen nicht tun werde. Dies ändert sich, als die ältere Schwester Sophie heiratet. Anna ist zu diesem Zeitpunkt 17jährig, und kurze Zeit darauf erhält sie von Vater einen Brief, in dem ein Satz stand, der für sie nach meiner These bedeutsam gewesen ist: "...sonst sehne ich mich nach den Ostertagen, die ich mit meiner kleinen, jetzt einzigen Tochter in Venedig verbringen will".⁷⁾ Ich erspare mir Überlegungen dazu, warum gerade Venedig als Ort ausersehen war, an dem Vater und Tochter zusammenkommen sollten. Jedenfalls wird Anna Freud in der Folgezeit in ihrer speziellen, intellektuellen Lebensausrichtung immer entschlossener. Sie beendet die Schule, legte 1914 ihr erstes Lehrerinnen-Examen ab und begann dann ihre Berufslaufbahn als Lehrerin. Es gab zwar vereinzelt Töchter aus dem Bildungsbürgertum, die ebenfalls diesen Weg gingen, aber selbstverständlich war eine solche Entscheidung zu dieser Zeit für eine Frau nicht. Anna Freud arbeitete zunächst fünf Jahre als Lehrerin (bis ca. 1921), ihr großes Interesse galt jedoch den Besuchern und Besucherinnen ihres Vaters, vor allem Lou Andreas-Salomé. Sie begann, sich intensiv mit der Psychoanalyse zu befassen. Da es damals noch keines förmlichen Entschlusses bedurfte, Psychoanalytikerin zu werden, läßt sich nicht sagen, ab welcher Zeit man davon sprechen kann, daß Anna Freud dieses Berufsziel anstrebte. Sie verfolgte es jedoch intensiv, nahm u.a. auch zwei Jahre lang an den täglichen Visiten in der Wiener Psychiatrischen Klinik teil, und zwar auf einer Station, deren damaliger Stationsarzt Heinz Hartmann war. Sie besuchte die Vorlesungen ihres Vaters und machte bei diesem schließlich 1918 - 1921 die so oft umstrittene Analyse oder Lehranalyse. Sie erkannte, daß sie bei öffentlichen Auftritten an einer Stimmhemmung litt, und, als würde sie die späteren zahlreichen Vorträge voraussehen, machte sie eine Stimmschulung bei einer Wiener Opernsängerin und Sprachtherapeutin, um diese Hemmung zu beheben. Von Anfang an war sie interessiert an dem entstehenden In-

ternationalen Psychoanalytischen Verlag, in dem sie 1919 erstmals Aufgaben übernahm. Seit dem Jahre 1920, übrigens das Todesjahr ihrer ehemals neidvoll betrachteten Schwester Sophie, sie selbst war 24 Jahre alt, ist Anna Freud als Psychoanalytikerin zu betrachten. Im Jahr 1923 beginnt sie eine eigene Praxis - in dem selben Jahr, das den Anfang von Freuds 16 Jahre dauernder schwerer Krebserkrankung markiert, die schon zu Anfang eine radikale Operation nötig machte. Seit dieser Zeit trug Freud eine Kieferprothese, die schwierig einzusetzen war, was neben seinen Ärzten nur seine Tochter Anna beherrschte und bis an seines Lebens Ende, 1939 im Londoner Exil, mit großem Talent bewältigte.

Viel früher jedoch schon, 1913 war das Jahr, in dem die angekündigte Schreibmaschine endlich in die Geschichte kam. Wie ich schon gesagt hatte, war Anna Freud an den Verlagsarbeiten interessiert, auch an der Redaktionsarbeit bei der 'Imago', die Rank editierte. Die Schreibmaschine war von Freud angeschafft worden, um dem überlasteten Rank bei seiner Redaktionsarbeit zu helfen, was aber bei diesem keine Gegenliebe fand. Vermutlich wollte auch er seinen geliebten Griffel nicht aufgeben, was auch Freud nie eingefallen wäre. Statt dessen erkannte Anna Freud die Bedeutung dieses typewriters, so daß die Maschine das Haus Freud nicht mehr verließ. Anna Freud fertigte auf ihr die Manuskripte, z.T. auch die Korrespondenz des Vaters. Kittler, dem ich den Begriff der "Gutenberg-Galaxis" entlehnt habe, bemerkt dazu etwas zu literarisch: "Frauen aber, die im Realen eine "Clitoris" haben, und im symbolischen des Traumes "Holz, Papier, Buch" sind, standen auf beiden Seiten des schreibtechnischen Geschlechterunterschieds. Nichts und niemand versperrte ihnen mehr Berufe, die Fallgeschichten und damit Schreiben einschlossen. Sabina Spielrein, Lou Andreas-Salomé, Anna Freud usw. bis heute: die Psychoanalytikerin wurde historisch möglich." (Hervorhebungen von mir, ER).

Wenn ich das auch für eine hübsche literarische Übertreibung halte, so läßt sich doch festhalten, daß Anna Freud ungewöhnlich vorausschauend war, als sie sich des typewriters bemächtigte, der ihr in Zukunft ermöglichen sollte, die Texte ihres Vaters ins Typoskript zu übersetzen. Mit fortschreitender Krebserkrankung wurde sie nicht nur seine Schreiberin, sondern auch seine Rednerin. D. h., daß sie seine Vorträge

hielt, seine Diskussionsbeiträge vertrat. Sie machte das, wie man liest, so beeindruckend, daß Freund des öfteren in seiner Korrespondenz zu lesen bekam, wie sehr seine Texte durch den Vortrag seiner Tochter gewonnen habe. Wie weit Anna Freuds Beitrag in die Produktion seiner Texte hineinreichte, läßt sich schwer sagen. In einem Fall zumindest ist belegt, daß sie einen bestimmten Text anregte, welchen sie dann als Vortrag ihres Vaters auf dem Psychoanalytiker-Kongreß verlas.

Wie ihr Biograf⁹⁾vermerkt, stellte sie "...sich ganz in den Dienst der wissenschaftlichen Arbeiten ihres Vaters. Sie nahm Diktate auf, schrieb Manuskripte und trug auf den Kongressen Freuds Vorträge vor. Freud nahm nach Beginn seiner Krankheit an keinem psychoanalytischen Kongreß mehr teil... Anna Freud war sein Sprachrohr...". Es hätte doch eigentlich genügt, meint er weiter, wenn die bescheidene Anna Freud, die sich immer persönlich hinter ihren Vater gestellt habe, sich ausschließlich der Pflege und Herausgabe seines Werkes gewidmet hätte. (ebd.) "Die Weltliteratur kennt zahlreiche Frauen und Töchter berühmter Männer, die Jahrzehnte ihres Lebens der Mehrung des Ruhmes ihres Mannes oder Vaters widmeten und dadurch auch selbst zu hohem Ansehen gelangten ... Erika Mann ist ein weiteres Beispiel dafür, daß eine Tochter ihre eigenen Talente zurückstellt, um dem Werk des Vaters zu dienen." (A.a.O., S. 97).

So weit wollte Anna Freud jedenfalls mit ihrer "altruistischen Abtretung" nun doch nicht gehen. Hatte sie dies, wie ich annehme und ausgeführt habe, auf dem Gebiet der "Weiblichkeit und Zartheit" getan, auf dem sie ihrer Schwester Sophie unterlegen war und auf dem sie die ständigen Zurückweisungen nicht ohne die geschilderte Icheinschränkung hatte verkraften können, so war sie dazu auf dem Gebiet ihrer kognitiven Fähigkeiten und Wünsche keinesfalls bereit. Man kann sagen, daß Anna Freud sich der Pflege des Werkes ihres Vaters, und zunehmend auch der Gesundheitspflege ihres Vaters, widmete, ohne ihre eigene Produktivität als Wissenschaftlerin und Psychoanalytikerin einzuschränken. Sie blieb produktiv, während ihr Vater in jeder Beziehung immer Abhängiger von ihrer Fürsorge und ihren Diensten wurde.

Wie ich bereits gesagt habe, hat Anna Freud 1936, bei der Veröffentlichung von "Das Ich und die Abwehrmechanismen",

uns eine Reflexion über die "altruistische Abtretung" und eine, vermutlich autobiografische, Fallgeschichte zur Verfügung gestellt. Darin sagt sie einiges zu der Befriedigung der ursprünglich abgewehrten Wünsche durch die Identifikation mit demjenigen, dem diese scheinbar mühelos gelingt. Was abgetreten wird, ist also das Ziel, diese Wünsche selbst zu befriedigen, aus welchen Gründen auch immer, das wäre noch im letzten Abschnitt etwas zu klären. In der "altruistischen Abtretung" nehmen wir an der Wunschbefriedigung durch den Partner teil, in dessen Dienste wir alle unsere Fähigkeiten stellen. Wir erleben somit über die Identifikation mit diesem Partner sozusagen die Befriedigung des Wunsches, ohne selbst in Konflikte zu geraten, beispielsweise in den Konflikt zwischen einem strengen Überich und dem ödipalen Triebwunsch, wie Anna Freud es in ihrer Fallgeschichte darstellt (a.a.o., S. 99). Auch z.B. ein sonst gehemmtes aggressives Verhalten steht in dem Falle nicht in Konflikt mit dem eigenen Ich, wenn es uns gelingt, einen anderen bei der Durchsetzung von eigenen Wünschen zu unterstützen. Wenn wir also z.B. unsere aggressiven Potentiale in den Dienst der Wünsche eines anderen stellen. Die Kehrseite dieser Indienststellung ist es allerdings, daß wir gezwungen sind, in unserer familiären und/oder sozialen Umgebung jemanden zu finden, der sich dafür eignet, diese Dienste angetragen zu bekommen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieser Partner für uns sehr wichtig ist. Es stellt sich bei näherem Hinsehen jedoch auch heraus, daß es für uns wichtig ist, daß dieser Partner sich im Hinblick auf seine **Bedürftigkeit** nicht emanzipiert, so daß wir ihn immer für unser Bedürfnis der "altruistischen Abtretung" zur Verfügung haben. Gleichzeitig mit der Verhinderung der Emanzipation unseres Partners, behindert die "altruistische Abtretung" jedoch auch unsere eigene Emanzipation insofern, als wir davon abhängig bleiben, Beziehungen nach der Maxime aufzubauen, ob der Partner sich für die Annahme unserer Dienste eignet. Insofern haben wir ein eigenes, neurotisches Interesse an der Verschleierung dieses Verhältnisses. Es erspart uns ein Wiederaufleben der Triebkonflikte, die durch die Abwehrform der "altruistischen Abtretung" stillgelegt worden waren. Ich bin sicher, daß Anna Freud diesen Zusammenhang später für sich reflektiert hat, auch wenn sie keine andere Entscheidung für ihren eigenen Lebensweg getroffen hat, oder vielleicht auch, durch die Familien- und Kriegsschicksale im Nationalsozialismus, nicht treffen konnte. Die Auflösung neurotischer

Abhängigkeiten bringt nicht zwangsläufig die Bedingungen mit sich, unter denen ein anderer individueller Lebensentwurf möglich wäre. Dies müssen die Analysepatienten manchmal schmerzlich erfahren, wenn sie, endlich frei von bestimmten neurotischen Wiederholungszwängen, eben nicht oder nicht gleich günstige Verhältnisse für eine veränderte Lebenspraxis vorfinden.

Damit will ich die Betrachtung der Berufsbiografie von Anna Freud beschließen und mich der klinischen psychoanalytischen Theorie zuwenden, die Genese und die Auflösung der geschilderten neurotischen Verhältnisse zum Gegenstand hat.

III. Frühzeitige Entwicklung der kognitiven Ichstrukturen und ihre Indienstellung für das väterliche oder kindliche Ersatzobjekt.

Ich vertrete die Auffassung, daß die Entwicklung von Abwehrformen, wie die "altruistische Abtretung" sie z.B. darstellt, auf eine zu frühe Förderung der kognitiven Ichfunktionen beruht. Diese zu frühe Förderung oder Anregung der kognitiven Ichfunktionen durch die primären Bezugspersonen, besonders des Mädchens, haben immer eine Vernachlässigung der emotionalen und der Triebentwicklung in ihrer Begleitung. Man kann sich sogar fragen, ob die Förderung der kognitiven Ichfunktionen durch den Vater oder die Mutter nicht unbewußt mit einer Ablehnung der kindlichen Triebwünsche durch die Eltern einhergehen. Zumindest liegt es nahe, anzunehmen, daß das Mädchen das Nichtanerkennen seiner kindlichen Triebbedürfnisse, d.h. der oralen, analen und ödipalen Wünsche, wie ein Verbot, aber auch wie eine Bestrafung erlebt. Wenn ich hier in erster Linie die libidinösen Triebe genannt habe, so heißt das nicht, daß den aggressiven Trieben nicht dasselbe Schicksal widerfährt. Man kann sogar belegen, daß bei Mädchen mehr als bei Jungen ein Zulassen der Äußerung aggressiver Triebregungen sowohl von der Mutter wie vom Vater mißbilligt wird.

Die Familienschicksale, d.h. die emotionalen, sozialen und ökonomischen Verhältnisse in einer Familie haben einen großen Einfluß auf die Art und Weise, wie das Mädchen mit diesen Bedingungen für ihre Triebwünsche umgeht. Im Fall von Minni Tipp entwickelt sich eine grundsätzlich andere Form, als

wir es bei Anna Freud gesehen haben, die statt aus der kleinbürgerlichen Enge dem Bildungsbürgertum, ja dem sogenannten Großbürgertum entstammte. Es ist hier nicht der Platz diese unterschiedlichen Formen ausführlich darzustellen. Für den sozialen Ort der Minni Tipp habe ich dies an anderer Stelle getan, und ich verweise hier nur darauf.⁹⁾

Generell läßt sich sagen, daß die reale oder vom Mädchen erlebte Zurückweisung seiner infantilen Triebwünsche vom frühen und in der Regel strengen Überich wie ein elterliches Verbot erlebt wird, für dessen Einhaltung es nun zu sorgen habe. Das Auftreten libidinöser und meist auch aggressiver Triebwünsche wird als Gefahr für die psychische Stabilität erkannt, und zwar in einem solchen Ausmaße, daß schon das Bewußtwerden des Wunsches von Überich verhindert werden muß. So kommt es erst gar nicht zu einem Konflikt zwischen Triebwünschen und Überich, worin die Chance gelegen hätte, den Konflikt zu lösen oder als Kompromiß ein Symptom auszubilden. Diese Umgehung des Ich ist gemeint, wenn Anna Freud in "Das Ich und die Abwehrmechanismen" die altruistische Abtretung eine Icheinschränkung nennt. Ausdrücklich betont sie, daß ein früher Triebverzicht, wie er durch die zu frühe Förderung von kognitiven Ichfunktionen zustandekommt, das Überich mit besonderer Strenge ausstattet. Aus diesem Umstand der Icheinschränkung erklärt sich auch die tiefe Regression auf der Entwicklungslinie der Angst, die stattfindet, wenn durch spätere Verhältnisse, wie eine Psychoanalyse, am Mechanismus der altruistischen Abtretung gerüttelt wird. Für diese Angst will ich später ein Beispiel geben. Sie scheint auf jeden Fall nicht nur tiefer als bei der Wiederbelebung des ödipalen Konflikts, sie scheint auch durch die Schwächung der nichtkognitiven Ichfunktionen, und hier denke ich insbesondere an die integrativen Ichfunktionen, besonders schwer auszuhalten.

Aufgrund weiterer, sozialer Tatsachen kann es nicht verwundern, wenn auch in Analysen solchen Abwehrmechanismen wie der altruistischen Abtretung schwer beizukommen ist. In einer Gesellschaft, in der die gesamte sekundäre Sozialisation auf die Förderung kognitiver Funktionen, wieder zu Lasten der emotionalen Entwicklung, höchsten Wert gelegt wird, scheint die Analyse sozialadäquater Abwehrmechanismen kaum möglich. Insbesondere für Frauen, die durch ihre intellektuellen Fähig-

keiten oft beeindruckende berufliche Karrieren gemacht haben, ergeben sich hier große Schwierigkeiten. In meiner analytischen Erfahrung konnte ich bemerken, daß die Analyse der altruistischen Abtretung, soweit sie den Berufsbereich der Frauen betrifft, meist noch gelingt. Sobald jedoch die Analyse tiefer zu gehen droht und die Bereiche umfaßt, die Anna Freud mit "Weiblichkeit" und Zartheit" beschrieb, und auf die sich ihre eigene Form der altruistischen Abtretung bezogen hat, wird die auftretende Triebangst oft unbearbeitbar. Nicht nur ein langer analytischer Prozeß, sondern auch eine besonders glückliche Analysebeziehung zwischen Patientin und Analytiker/in scheinen hier die Voraussetzung zu sein, wenn auch noch lange keine Garantie für die Möglichkeit, daß die Analysandin sich einer glücklicheren Einbindung ihrer libidinösen und aggressiven Triebwünsche versichern kann.

Ich möchte meinen Vortrag mit der Darstellung eines Stücks Eigenanalyse beschließen, zu dem ich vor ca. 3 Jahren im Rahmen meiner eigenen Berufsbiografie veranlaßt wurde:

Ich war in den Jahren 1975 - 1985 in einem Forschungsprojekt tätig, das ich von der ersten Planung und Antragsstellung, über die klinische Durchführung bis zur Auswertung und zum Abschlußbericht miterlebt und mitgestaltet habe. Schon bei der Antragstellung, 1975, stellte sich meine Fähigkeit zum Herstellen von Texten heraus, die nach einer geringen Bearbeitung zusammen mit zwei Professoren, als Antrag für eine Finanzierung dieses Projekts durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft verwendet werden konnten. Ich war bei der Verfassung und Überarbeitung der Texte sehr engagiert und es machte mir keine Probleme, daß der fertige Text, der an die DFG ging, unabhängig vom Ausmaß meiner Mitarbeit lediglich die Unterschriften der beiden Professoren tragen konnte. Überflüssig zu bemerken, daß dieser Umstand auch für sie nicht problematisch war, waren doch solche Dienstleistungen durch Schüler und Assistenten gängiger Bestandteil des Wissenschaftsbetriebes.

Für die klinische Phase des Projekts, die sich über 5 Jahre erstreckte, verfügte es über insg. 20 Mitarbeiter, darunter neben mir drei weitere Wissenschaftler und eine Kollegin mit einer halben Stelle. Wir waren also, theoretisch, ein interdisziplinäres Team von zumindest 4 Gleichgestellten, da die Kol-

legen etwas später dazu kam und nicht nur wegen ihrer halben Stelle von meinen Kollegen niemals für voll genommen wurde. In diesem Projekt nun wiederholte sich dieselbe Konstellation, indem ich die notwendigen Forschungsberichte entweder vollständig, oder doch sehr weitgehend und z.T. ohne jede Textvorlage von meinen anderen Kollegen verfaßte. Das war mir nun schon etwas problematischer, was zu Streitigkeiten über die Autorenschaft an den jeweiligen Forschungsberichten führte. Ich schloß mich jedoch im Prinzip der Meinung meiner Kollegen und der Professoren an, daß es sozusagen egal ist, wer den Forschungsbericht verfaßt, wenn die anderen doch im klinischen Bereich eine ebenso wichtige Aufgabe wahrnehmen, welche sie vom Schreiben abhielt. Nun war es nicht so, daß in den klinischen Betrieb nicht auch ich eingebunden war, wenn auch wirklich weniger, als meine männlichen Kollegen. Nebenbei möchte ich bemerken, daß ich niemals Schwierigkeiten hatte, von meiner Kollegin die notwendigen Texte für die Berichte zu bekommen, an denen ich meist nur geringe redaktionelle Arbeit hatte.

Natürlich war es auch meine Aufgabe, die jeweiligen Strukturen und inhaltlichen Gliederungen für die Berichte zur Verfügung zu stellen, das Schreiben der Berichte zu koordinieren und meine Kollegen anzumahnen, wenn sie ihre Textanteile nicht termingerecht lieferten. Bekam ich keine Texte, so sah ich mich allerdings dann schließlich doch genötigt, selbst solche zu verfassen, die eigentlich ins Gebiet der Kollegen gehört hätten. Ich übergehe die Einzelheiten und teile noch mit, daß dieses Projekt über eine hervorragende Sekretärin verfügte, die mit mir zusammen bei näherrückendem Abgabetermin, sozusagen in Tag- und Nacharbeit, die Berichtstexte erstellte. Die Professoren beschränkten sich in der Regel auf redaktionelle Anmerkungen und viel Lob für mich, wenn ich es wieder einmal geschafft hatte, alles doch noch termingerecht zur Stelle zu schaffen.

Mit der Zeit konnte ich es jedoch nicht mehr übersehen, daß ich selbst ein gut Teil zu dieser Situation beigetragen hatte, in der es meine Kollegen gut aushalten konnten, keine Texte zu schreiben, während ich, getrieben von Engagement und strengem Überich, es eben nicht aushalten konnte und quasi für sie einsprang. Ich rationalisierte das hauptsächlich auf folgende Weise: 1. ich kann besser strukturieren und besser schreiben; 2. meine Kollegen sind mehr als ich in die Klinik

eingebunden oder können sich weniger als ich von diesem alltäglichen Druck befreien. Die erste Rationalisierung war mir inzwischen zunehmen suspekt geworden, die zweite verlor ihre reale Basis, als wir den klinischen Teil des Projekts beendeten und nun noch 9 Monate Zeit hatten – ohne Patienten und ohne andere Mitarbeiter – um unseren Abschlußbericht zu schreiben. In dieser Situation wurde unsere hervorragende Sekretärin schwanger und es wurde mir klar, daß sie in Mutterschaftsurlaub sein würde, wenn der Abschlußbericht herzustellen war. Die Vorstellung, einen Bericht ohne sie herzustellen, versetzt mich in Panik, was angesichts meiner zuvor gemachten Erfahrungen nicht ohne Grund war. Meine erste Reaktion war, einen Weg zu finden, wie ich den Anteil dieser Sekretärin auch noch übernehmen könnte, wie ich mich also bei der Berichtsherstellung ganz autark machen könnte. Ich hatte schon lange von einem Textcomputer geträumt, wenn ich mit den jeweils ein paar Hundert Seiten umfassenden Vorberichten beschäftigt war. Nun hielt ich die Zeit für gekommen, die Anschaffung eines solchen Computers dringend zu machen indem ich mich weigerte, mich unter anderen Bedingungen für den Abschlußbericht verantwortlich zu erklären.

Tatsächlich wurde für ca. 30.000,-- DM das gewünschte Textverarbeitungssystem angeschafft, und von einigen Anfängern abgesehen, war es auch zum richtigen Zeitpunkt einsatzbereit. Selbstverständlich stand es an meinem Arbeitsplatz, sozusagen meine Verantwortlichkeit demonstrierend. Inzwischen war mir aber meine schnelle Bereitschaft, alles alleine machen zu wollen, doch suspekt geworden. Ich konnte nicht mehr verleugnen, was mich die vorherigen Berichte an psychischer und physischer Energie gekostet hatten, und diese Kosten erschienen mir inzwischen zu hoch für die Lorbeeren, die ich dafür geerntet hatte. Mir wurde auch suspekt, daß meine diesbezüglichen Fähigkeiten von den Professoren dauernd gelobt wurden, von denen besonders der eine gelegentlich bei mir und meinem Computer vorbeischaute, sich nach dem Stand der Dinge erkundigte. Dieser Stand der Dinge war nicht gut, da auch ohne den Druck der Klinik die notwendigen, der Berichtstruktur entsprechenden Texte durch meine männlichen Kollegen auf sich warten ließen. Anlässlich eines solchen Besuches, bei dem ich ihn über den desolaten Stand der Dinge aufklären wollte, klopfte mir unser Professor auf die Schulter und sagte seelenruhig: "Sie werden das schon

machen.!"

Im Klartext hieß dies: hier sitzen zwar 4 vollbezahlte und eine halbbezahlte Wissenschaftler, aber den Bericht bekomme ich von Ihnen. Das weckte mich auf, denn so weit wollte ich nun auch wieder nicht gehen. Ich hatte einige Mühe, mich zu überwinden, und auf der nächsten Konferenz meine Bereitschaft zurückzuziehen, den Bericht, wie zuvor, notfalls auch alleine zu schreiben. Oder, was auf das selbe hinauslief, ihn nach Abschluß des Projekts unentgeltlich fertigzustellen.

Die Wirkung dieser Mitteilung war ungeheuerlich. Zwei unserer drei Professoren überließen sich ganz ihrer narzißtischen Wut, auf mich selbstverständlich, was der dritte wahrscheinlich nur deshalb nicht tat, weil es nicht seinem Temperament entsprach. Es war nicht das Problem, daß meine Kollegen 9 Monate ihr Gehalt bekommen würden und evtl. keine Texte schreiben würden. Es war das Problem, daß ich meine Zusage zurückzog, mehr als meinen Anteil an diesem Bericht beizusteuern. Einer meiner Professoren reagierte besonders heftig und gekränkt, fühlte sich von mir betrogen und verraten. Er erklärte, er wisse, daß er den Bericht von mir bekommen kann, und er werde es nicht zulassen, daß ich ihn ihm nicht gebe.

So weit, so gut. Mir wurde klar, daß es seiner Vorstellung von Anfang an gewesen war, daß ich nicht eine gleichwertige Partnerin in diesem Forschungsprojekt war, sondern daß im Grunde er es war, der mich die Berichte schreiben machte. Es gab zwei stürmische Sitzungen, in denen ich von meiner Entscheidung nicht abging, die bei mir jedoch nachträglich enorme psychische Erschütterungen auslösten. Mir war, als würde der Boden unter meinen Füßen weggezogen und ich erlebte tiefe Angst, wie ich sie zuvor nur in besonders krisenhaften Situationen meiner Lehranalyse kennengelernt hatte.

Anna Freud hat u.a. auch eine Entwicklungslinie der Angst zur Verfügung gestellt, die von der frühen, primitiven Vernichtungsangst über die Trennungsangst, die Kastrationsangst, zum Schuldgefühl und zu dessen situationsangemessener Bearbeitungsmöglichkeit reicht. Auf diesem Kontinuum angesiedelt, mußte ich meine Angsterlebnisse zwischen Vernichtungsangst und Trennungsangst ansiedeln. Das Auftreten so tiefer

Regressionen läßt sich durch die verständliche narzißtische Wut meiner Professoren über die Gefährdung ihrer Phantasie, sie könnten mich Texte schreiben machen, nicht erklären. Sie ist ohne eigene, innere Gründe praktisch nicht möglich, und ich mußte der schmerzhaften Erkenntnis ins Auge schauen, daß auch ich diese Phantasie geteilt hatte. Ich mußte mich schmerzhaft von der Vorstellung trennen, ich hätte meine eigenen, verbotenen Produktivitätswünsche gar nicht selbst erfüllt, sondern unter Benutzung der Professoren, an deren Erfüllung nur partizipiert. Ganz abgesehen davon, daß meine Weigerung auf der Ebene der sozialen Realität für mich tatsächlich negative Folgen hatte - oder das diese von den Professoren mir in ihrer Wut angedroht wurden - stand ich vor der Notwendigkeit, bei mir ein Stück "altruistische Abtretung" zu entdecken. Was als autonome Fähigkeit imponiert hatte, das Berichteschreiben, war mir in diesem Ausmaß vor allem deswegen möglich gewesen, weil die letzte Verantwortung dafür eben doch bei den Professoren gelegen hatte. Ich für mich allein, eben ohne den Wunsch, meine Fähigkeiten in irgendeinen Dienst zu stellen, mußte die Verantwortung für meine Produktivität noch übernehmen lernen.

IV. Zusammenfassende Thesen

1. Bestimmte sozialtechnische Entwicklungen haben in den letzten 80 Jahren dazu geführt, daß Frauen zu beruflicher Autonomie gelangen konnten. Während diese Entwicklung voller Möglichkeiten für die Frauen steckte, sich von z.T. demütigenden Abhängigkeitsverhältnissen im privaten Bereich zu emanzipieren, hat sie weitgehend unbewußte und unreflektierte, neue Abhängigkeitsverhältnisse geschaffen, im Rahmen derer sie z.T. schamloser ausgebeutet werden können, als dies im privaten Bereich je möglich war. Viele Frauen wehren sich dennoch gegen eine Bewußtwerdung der Abhängigkeiten im Berufsleben, weil sie selbst als Alternative zur Erwerbstätigkeit nur die Rückkehr zu "Kindern, Küche, Kirche" phantasieren können. Auf diese Weise begeben sie sich selbst der Chance, andere, kreative Möglichkeiten zu finden und spielen denjenigen in die Hände, die kreativen, innovativen und struktursprengenden Möglichkeiten von Frauen als nicht existent ansehen. Der Anteil der Frauen an der Aufrechterhaltung dieser Abhängigkeiten ist also ihr Verzicht auf kreative Phantasie, weil sie die psychischen Konflikte und Ängste vermeiden wol-

len, die unweigerlich auftreten, wenn es zu Ablösung und Trennung kommt.

2. Sozialstrukturell wie familiendynamisch geschubst, entwickeln viele Frauen ihre kognitiven Ichfunktionen zu früh. Sie werden beruflich oft erfolgreich und von ihrer Umgebung als autonom erlebt. Sie bleiben jedoch davon abhängig, in ihrem späteren Leben Objekte zu finden, für die sie die mit den kognitiven Ich-Funktionen entwickelten Fähigkeiten in Dienst stellen können. Sie bleiben auch von der Anerkennung dieser Fähigkeiten durch diejenigen abhängig, die ihnen diese In-dienststellung ermöglichen. Wird diese unbewußte Abhängigkeit vom anerkennenden Objekt nicht reflektiert, so geht dies auf Kosten einer autonomen weiblichen Entwicklung und auf Kosten einer gelungenen Integration von aktiven und passiven Triebwünschen.

Anmerkungen

- 01) diesen Begriff entleihe ich Friedrich Kittlers Buch "Grammophon, Film, Typewriter", Berlin (Brinkmann & Bose), 1986
- 02) Entnommen der Biografie von Anna Freud von Uwe Henrik Peters: "Anna Freud - Ein Leben für das Kind." München (Kindler) 1979
- 03) lt. Statistik aus Kittler, a.a.O., S. 273
- 04) Aus der Traumdeutung, mitgeteilt im Bildband "Sigmund Freud - Sein Leben in Bildern und Texten", Frankfurt (Suhrkamp Verlag), S. 167.
- 05) Anna Freud (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. München (Kindler Verlag), 1973, S. 96-99
- 06) A.a.O., S. 98
- 07) Briefwechsel Freud-Pfister, Brief vom 11.3.1913
- 08) mit beiden Anspielungen beruft sich Kittler auf Aussagen

von Freud.

- 09) Peters, a.a.O., S. 97f.
- 10) Ellen Reinke: Frühe Ichentwicklung und weibliche Selbstentwertung - eine moderne Variante weiblicher Emanzipation. In: Befreiung zum Widerstand. Aufsätze zum Feminismus, Psychoanalyse und Politik. (Festschrift für Margarete Mitscherlich). Hrsg.: Carola Brede u.a., Frankfurt (S. Fischer), 1987, S. 204-212

Über die Frankfurter Frauenschule

DER VEREIN

Aus den Erfahrungen und Ideen der Frauenbewegung ist der Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Bildung für Frauen SFBF e.V. entstanden. Seit 1979 werden hier Konzepte für eine spezielle Frauenbildungsarbeit erprobt und weiterentwickelt.

Der Verein SFBF gehört keiner staatlichen, konfessionellen oder parteipolitischen Institution an und ist nicht verbandsmäßig organisiert.

DIE FRANKFURTER FRAUENSCHULE

1982 entstand die Frankfurter Frauenschule und ist seitdem zu einem zentralen Ort von Weiterbildung und frauenpolitischen Diskussionen geworden, der stetig zunehmendes Interesse findet.

Als einziges autonomes Frauen-Bildungsprojekt in Frankfurt geht die Frankfurter Frauenschule mit ihrem Angebot in spezifischer Weise von dem gesellschaftlichen Alltag, der Geschichte, den Interessen und Bedürfnissen von Frauen aus: Der aus der gesellschaftlichen Erfahrung resultierende Wunsch nach Veränderung, nach selbstbewußten weiblichen Lebensentwürfen und -perspektiven ist der zentrale Ausgangspunkt der Frauen-Bildungsarbeit; die Aneignung von Wissen ist immer verbunden mit der Thematisierung weiblicher Lebenswelten.

Die halbjährlichen Programme umfassen Kurse, Arbeits- und

Gesprächsgruppen, die

- ihr Thema aus spezifischen Lebenssituationen beziehen (Gruppen für Mütter, Alleinerziehende, ältere Frauen u.a.),
- Sach- und Informationswissen vermitteln, z.B. in den Bereichen Geschichte, Literatur u.a.,
- die gesellschaftliche Situation von Frauen in ihren verschiedenen Aspekten thematisieren und Alternativen diskutieren,
- kreative Bedürfnisse aufgreifen,
- der Aufarbeitung persönlicher Probleme und Erfahrungen dienen (Selbsterfahrungs- und Gesprächsgruppen),
- sich mit aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen beschäftigen (z.B. Energie, Umweltprobleme u.a.).

Außerdem gibt es regelmäßige **Vortragsreihen**, in denen sachkompetente Frauen ihr Wissen in konzentrierter Form vermitteln; **Informations-Reihen** mit unterschiedlichem Schwerpunkt (z.B. Sucht-Problematik) und **frauenpolitische Diskussionen**, sowie **Angebote für Kinder und kulturelle Aktivitäten** (z.B. spezielle Museums-Führungen u.ä.).

Aus den Veranstaltungen der Frauenschule entstehen auch bisweilen Arbeitsgruppen oder soziale Zusammenhänge, die noch über längere Zeit eigenständig weiterarbeiten.

Außer den halbjährlichen Programmen wird jährlich eine **Sommerwoche** mit täglichen Einzelveranstaltungen (Podiumsdiskussionen, Streitgesprächen, Vorträgen) durchgeführt, sowie eine Reihe von Lesungen, den **'literarischen Frauentreffen'** während der Buchmesse.

Frauen-Bildungsarbeit wird erst langsam als selbständiger Bereich der Erwachsenenbildung akzeptiert, als Arbeitsgebiet mit einer eigenständigen Qualität und spezifischen Bedingungen. Es gibt hierfür auch bislang keine eigenständigen Qualifikationsmöglichkeiten. Die Aufarbeitung der Erfahrungen aus Kursen und Veranstaltungen, die konzeptionelle Weiterentwicklung des Angebots und die Fort- und Weiterbildung der Mitarbeiterinnen nehmen daher in der Arbeit der Frauenschule einen beträchtlichen Raum ein.

In die Kurse und Veranstaltungen der FRANKFURTER FRAUENSCHULE kommen jährlich hunderte von Frauen unterschiedlichsten Alters, mit vielschichtigen Problem- und Inter-

essenlagen, Frauen mit sehr verschiedenem Bildungsniveau und sozialer Lebenssituation.

Das Mitarbeiterinnen-Team besteht aus jeweils 25-30 Kursfrauen und 4 Projekt-Mitarbeiterinnen.

DIE FRAUENETAGE

Die Kurs- und Arbeitsräume der Frankfurter Frauenschule befinden sich in der Hamburger Allee 45, in der Frauen-Etage. Hier sind auf über 500 qm auch das Vereinscafe (mit Kinderspielzimmer, auch für die Kinderbetreuung während der Vormittagskurse) und eine (noch kleine) Präsenzbibliothek untergebracht.

Weiterhin beherbergt die Etage die Redaktion der lokalen Frankfurter Frauenzeitung 'Frauenblatt'.

Die Arbeitsräume in der Frauenetage werden darüber hinaus von vielen Frauengruppen regelmäßig genutzt und sind ein Treffpunkt unterschiedlichster Frauenaktivitäten geworden.

Seit 1986 finden in der Frauenetage auch regelmäßig **Ausstellungen**, vorrangig von Frankfurter Künstlerinnen, statt - die entsprechenden Termine werden über die Tagespresse annonciert.

Die Frauen-Etage hat somit für den Frankfurter Raum auch die Bedeutung eines Bildungs- und Kulturzentrums bekommen. Vielfältigkeit, Widersprüchlichkeit und Lebendigkeit von Auseinandersetzung, für die das Angebot der Frauenschule steht, können sich hier auch über unseren Rahmen hinaus verbreitern: die Etage ist ein Ort, an dem sich die verschiedensten Frauen-Aktivitäten sammeln, Räume von diversen Gruppen genutzt werden, Informationen zusammenlaufen - und darüber neue Initiativen entstehen und bestehende sich konsolidieren. Ein Raum öffentlichen Nachdenkens und ein öffentlicher Raum der Auseinandersetzung, Arbeit und Kommunikation.

FINANZEN

Bildungsarbeit ist kein Geschäft - sie könnte nur bei unbezahlbar hohen Teilnahmegebühren kostendeckend arbeiten. Angebote, die eine breite Öffentlichkeit ansprechen wollen, bleiben daher immer auf öffentliche Zuschüsse angewiesen.

Die FRANKFURTER FRAUENSCHULE wurde in den vergangenen Jahren vom Land Hessen mit ca. 40 % der laufenden Kosten bezuschußt.

Die Kursgebühren decken die übrigen Kosten nur zu einem kleinen Teil - Zuschüsse anderer öffentlicher Träger und Institutionen wären dringend erforderlich.

FÖRDERKREIS

Aufgrund der ungenügenden Finanzierung und auch, weil die Abhängigkeit von öffentlichen Mitteln durchaus nicht unproblematisch ist, bleiben private Spenden eine wichtige Unterstützung - Spenden, die die Arbeit und öffentliche Bedeutung der Frauenschule anerkennen und erhalten helfen.

Wir freuen uns über jedes Mitglied in unserem Förderkreis und über jede einzelne Spende.

Frankfurt a.M.
im März 1988

Über die Autorinnen

Heide Moldenhauer

Architektin in Berlin. Lebt und arbeitet zur Zeit in Neapel.

Barbara Rendtorff

Jahrgang 1951, promovierte Soziologin, 2 Kinder, arbeitet in der Frankfurter Frauenschule.

Ellen Reinke

Dr. phil. Nach zehnjähriger Berufstätigkeit Studium der Psychologie und Soziologie in Frankfurt. Forschungsleiterin des DFG-Projekts 'Soziotherapie mit Delinquenten'. Weiterbildung zur Psychoanalytikerin am Sigmund-Freud-Institut Frankfurt.

Ulrike Schmauch

Jahrgang 1949, ein Kind, studierte Psychoanalyse, Heilpädagogik und Sozialwissenschaften in Frankfurt, mehrere Jahre in pädagogischer Praxis, Beratung und Fortbildung tätig, derzeit vorwiegend in psychoanalytischer und feministischer Forschung und Lehre. Veröffentlichungen zu Themen der frühen Kindheit, der Weiblichkeit und des Geschlechterverhältnisses.

Karin Windaus-Walser

Jahrgang 1950, promovierte Soziologin, vertritt zur Zeit eine Professur am Fachbereich Sozialpädagogik der Fachhochschule Frankfurt mit dem jetzigen Schwerpunkt Frauenarbeit/Frauenforschung. Veröffentlichungen zu Hausfrauenarbeit, Dienstmädchen um 1900 und zu Problemen feministischer Theoriebildung.

Ich möchte die Reihe 'MATERIALIENBAND'
abonnieren.
Jeder Band wird mir nach Erscheinen zu-
geschickt, Rechnung anbei.

Name:

Adresse:

.....

.....

Datum und Unterschrift:

.....

(Widerruf des Abos bitte schriftlich an uns)

Mich interessieren auch die anderen
Bände der Reihe 'MATERIALIENBAND'.

Ich bitte um Zusendung von Bd.
gegen Rechnung.

Name:

Adresse:

.....

.....

Datum und Unterschrift:

.....